Deutsche Philologie

Volkskundliches bei Ludwig Achim von Arnim

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophischen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

vorgelegt von

Wilhelm Zech

aus Langendorf, Kr. Neisse

Breslau 1940

Dissertationsdruckerei R. Nischkowsky (v. Heydebrand)

Tag der mündlichen Prüfung 19. IV. 1939

Hauptreferent: Prof. Dr. Dr. Paul Merker

Korreferent: Dozent Dr. Wolfgang Jungandreas

Gedruckt mit Genehmigung der Philosophischen Fakultät
der
Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Meinen Eltern

Inhaltsübersicht

Seite

Einleitung:
Grundlagen für Arnims volkskundliches Schaffen 1

Kapitel I. Brauch und Sitte 3
Die Stände — Rechtszustände und -Bräuche — Familienbräuche, allgemeine Bräuche, Volksfeste — Religiöses Leben und Bräuche

Kapitel II. Der Aberglauben 52
Liebeszauber — Pflanzenaberglauben — Vorzeichen und Vorahnungen — Astrologie — Totenglaube — Geister-, Teufels- und Hexenglauben — Böser Blick — Kobolde — Träume — Wahrsagen — Goldmachen.

Aberglaube — Volksmedizin 77
Kräuterheilkunde — Scharfrichter — Quacksalber — Blutheilung — Wunderkuren — Besprechen — Bannen.

Kapitel III. Die Sprache 86
Dialekt- und Berufssprache — Derbe Ausdrücke — Sprichworte und Redensarten — Rätsel.

Kapitel IV. Altdeutsches Erzählungsgut 93
Sage — Märchen — Legende — Schwank.

Kapitel V. Wunderhorn — Volkslied 110
Liebeslied — Soldatenlied — Kinderlied.

Einleitung.

Es mag zunächst eine etwas erstaunliche Fragestellung sein, bei dem strengen preußischen Aristokraten L. Achim von Arnim „Volkskundliches" zu suchen. Aber schon ein Blick auf sein blutmäßiges Erbe zeigt, wie fest seine Vorfahren in dem wahren Boden alles Volkstums, der Scholle, standen. Arnim stammt aus einer alten, märkischen Adelsfamilie. Seit Jahrhunderten mühte sich sein Geschlecht, dem kargen Boden der Mark den Lebensunterhalt abzuringen. Dieser harte Kampf auf dem Lande gibt eine große Liebe zur Scholle, zu allen jenen geheimnisvollen Bindungen, mit denen die Natur den Menschen in die Gemeinschaft stellt.

Der Großvater war nach Arnims eigenen Worten „ein strenger Mann, vor dem Frau und Kind, Hund und Gesind' sich fürchteten". Zäh hielt er an dem Althergebrachten fest. So war auch unserem Dichter die Liebe und Ehrfurcht zum Vergangenen, zu dem durch treue, heilige Tradition Überlieferten tief ins Herz geschrieben. Die Scholle und das Blut seiner Ahnen waren die Fundamente, auf denen seine große Liebe zum vergangenen und gegenwärtigen Leben des Volkes ruhte. Die mütterliche Linie gibt die Verbindung zu der damals noch lebenskräftigen und gesunden Bürgerwelt [1]). Dieser Grundlagen war sich Arnim vollauf bewußt und bringt sie in den Worten an Savigny klar zum Ausdruck, daß „das Wesen unseres Staates . . . auf dem Lande und in den kleineren Städten begründet" sei [2]). Ein schönes Denkmal von Arnims volkhafter Herzensgesinnung hat ihm sein Freund Wilhelm Grimm in dem zur Gesamtausgabe von Arnims Werken (1853) geschriebenen Vorwort gesetzt: „Aus Arnims Dichtungen quillt uns eine Fülle von Leben entgegen; aus tiefem, ungekünsteltem Gefühl, wie aus ernster Betrachtung der Welt hervorgegangen, sind sie zugleich von liebevoller Hingebung an sein Volk und Vaterland, das er in Preußen nicht allein erblickte, durchdrungen. Sein Urteil war fest, aber seine Gesinnung mild: Auch dem Geringsten gönnte er Sonnenschein

---

1) Vgl. Schönemann 16.
2) 1814 Brief an Savigny (vgl. Schulze, 36).

und Wachstum“ [3]). Gerade darin, daß er auch dem „Geringsten“ seine Aufmerksamkeit schenkte, liegt seine Stärke und Schwäche zugleich. Es machte ihn fähig, die bunte Fülle des von der rationalistischen Epoche so verachteten Volkslebens in sich aufzunehmen, andererseits verstrickte er sich freilich dadurch in das Vielerlei der Dinge, worunter oft die Klarheit seiner Werke gelitten hat. „Er stellte ohne Bedenken das Seltsamste und Überraschendste mit dem allgemein Gültigen, die einfachsten, jedes menschliche Herz ansprechenden Lieder mit den geheimnisvollsten, deren Zusammenhang ihm vielleicht allein vollständig bekannt war, nahe zusammen.“

Es ist eine Zeit ersten völkischen Erwachens, in der Arnim schafft. Trotz der nationalen Erniedrigung, trotz der Herrschaft eines volkstumsfeindlichen Liberalismus und der Macht technisch-materialistischen Geistes gewinnt der volkhafte Gedanke immer mehr an Boden. Fichte und Schleiermachers Reden wecken das Bewußtsein für die großen Aufgaben des deutschen Volkes; Männer wie Ernst Moritz Arndt und Ludwig Jahn suchen durch die praktische Tat diese Gedanken in weitere Kreise zu tragen. Neben den Gebr. Grimm, Görres, Brentano und Uhland, die so viele verschüttete Quellen alten Volkstums wieder zum Fließen brachten, steht als einer der Besten unter den Wegbereitern der volkhaften Idee Achim von Arnim [4]). Die Pflege des Volkhaften ist ihm aber im Gegensatz zu Brentano, der doch mehr zum Kosmopolitismus hinneigte, vaterländische Pflicht, und die Herausgabe des „Wunderhorns“ betrachtet er als eine nationale Erziehungstat [5]). Wie es überhaupt dem lebensnahen Märker fernlag, nur zu theoretischen Zwecken und wissenschaftlichen Zielen sich mit dem Volkstümlichen zu beschäftigen, sondern für das praktische Leben wollte er schaffen. Plante er doch in einer Zeit überströmender Jugendkraft zur Pflege volkhafter Dichtung eine Sprach- und Singschule zu gründen. Er schreibt dazu: „Sowie Tieck den umgekehrten Weg einschlug, die sogenannte gebildete Welt zu bilden, indem er die echte allgemeine Poesie aller Völker und Stände, die Volksbücher, ihnen näherrückte, so wollen wir die in jenen höheren Ständen verlorenen Töne der Poesie dem Volke zurückführen“ [6]). Treffend hat Wilhelm Grimm dieses dem praktischen Leben zugewandte Streben in

---

[3]) W I S. VII.
[4]) Vgl. W XX 307.
[5]) Vgl. Schulze 7.
[6]) Brief vom 9. Juli 1802 (vgl. Kroiß 25).

Arnims Schaffen definiert und damit einige Grundzüge für unsere Betrachtung gegeben: „Aber die wahre Poesie, auch wenn sie wollte, kann sich der Gegenwart nicht entziehen, sie strebt unwillkürlich, bis in ihre feinsten Adern zu dringen. Man hat Arnim zu den romantischen Dichtern gezählt, weil ihn die Betrachtung früherer Zeiten reizte und er ernstlich bemüht war, Sage und Geschichte, Recht und Sitte seines Volkes kennenzulernen, aber es war ihm nicht bloß um poetische Ergötzlichkeit zu tun, der Gewinn sollte den Mitlebenden zugute kommen“ [7]). Obwohl Arnims Streben in eine durchaus reale Welt hingeht, so steckt in ihm doch zuviel romantischer Geist, als daß er uns eine gute Quelle für die „Sachgüter“ der Volkskunde wäre. In seinen Romanen, Novellen, Dramen ist die Grundlage oft eine idealisierte oder phantastische Welt [8]). Dieser in seinem Zusammenhange mit dem Wirklichkeit gelockerte, ja vielfach völlig gelöste stoffliche Untergrund bietet keine hinreichende Grundlage, um ein eigenes Kapitel für äußere Zustände des Volkes in den Rahmen dieser Arbeit zu stellen. Die echt romantische Art, die Gebilde seiner Dichtung vorwiegend nach der Phantasie zu gestalten, wird durch seine Arbeitsweise gefördert, von der uns Steig berichtet [9]): „Niemals ist in Arnims Büchern eine Stelle angestrichen, eine Bemerkung zugesetzt oder ein Zettelchen eingelegt. Auch diejenigen Bücher, die er viel benutzte, scheinen wie unberührt. Das Einzelwissen, die Notiz war für seine Gedankenarbeit kein Erfordernis.“ Was uns aber sein gesunder Märkersinn an Feinbeobachtetem in dieser Hinsicht schenkt, werden wir Gelegenheit haben, bei geeigneten Stellen mit einzuflechten.

Kapitel I:
Brauch und Sitte.
Die Stände.

Bei dem unsteten Wanderleben seiner jüngeren Jahe hatte Arnim reichliche Möglichkeit, mit allen Volksschichten in lebendige Berührung zu kommen. Er war auch nicht der Mensch, der sich irgendwie ängstlich zurückhielt oder hoch-

---

[7]) W. I. S. X.

[8]) Wagner, 1. Teil, 18. — Schönemann 56/57 und 235, Schreyer 108, AGr. 605. Und Arnims eigene Worte, als er zum ersten Male 1820 den wirklichen Schauplatz der „Kronenwächter“ betritt: „Mit klopfendem Herzen stand ich am Tore von Waiblingen mit meinem Wagen. Ich blickte hinein, aber es sah so ganz anders aus, als ich es mir gedacht habe“.

[9]) ABr. 280.

mütig absonderte. Im Gegenteil, schon in früher Jugend zeigt sich bei ihm der Drang, der „trüben und gepreßten Luft einer zwangsvollen Kinderstube" zu entfliehen. Und sicher geben die Worte des „Markgrafen Karl Philipp" [10]) einen guten Einblick in Arnims eigene Jugendart:

> „Und oftmals, wenn er meinte, daß ich schlafe, da lief ich aus dem Schloß und suchte Händel und schlug mich mit den Schülern auf der Gasse, ich knüpfte Freundschaft an mit allem Volk, und kam dem Volke auf den Herzensgrund".

Er kannte das Volksleben aus eigener Erfahrung. Daß er uns von dem Studentenleben mit all' seinen mannigfachen Sitten und Gebräuchen ein anschauliches und lebendiges Bild vermittelt, ist nicht verwunderlich. Ist er doch selbst in den Jahren 1798/1802 Student gewesen. In moralischen und geistigen Fragen ist Arnim, der bei solcher Beurteilung fast immer erzieherische Grundsätze im Auge hatte, dem Studententum seiner Zeit wohl nicht gerecht geworden [11]). Aber diese Seite steht nicht so im Vordergrund unserer Betrachtung. Von Bedeutung ist, daß Arnim in kleineren Städten, Halle und Göttingen, die Universitätsjahre verbrachte. Gerade in diesen Mittel- und Kleinstädten ist das studentische Leben in einer ganz anderen Weise mit dem Volksleben verwurzelt, als es in dem alles normalisierenden Leben einer Großstadt überhaupt möglich wäre. Das Universitätsleben in einer Kleinstadt stellt einen wesentlichen Bestandteil des Volkslebens sowohl in wirtschaftlicher als auch in kultureller Hinsicht dar. Auch heute haben sich die Verhältnisse darin nicht allzusehr geändert. Die ganze Fülle dieses Lebensbereiches mit all' seinen Beziehungen von Studenten und „Philistern" hat er in seinem Drama „Halle und Jerusalem" eingefangen, selbst die geldschneidenden Juden, die Arnim ganz besonders haßte [12]), hat er in ihrer Art mit aufgenommen.

Ein lebendiges Bild bietet gleich die erste Szenerieanweisung in diesem Drama. Mehrere Studenten sind auf dem Marktplatz um die beiden Buden der „Frau Gevatterin" versammelt. Die Frau Gevatterin — die noch oft in dem Drama eine Rolle spielt [13]) —, ist eine Obsthändlerin, bei der sich die

---

10) Gleichnamiges Drama, W XX 93.

11) Vgl. Schönemann 57.

12) W I 105, 129; W II 326, W III 101: „Die ganz krummen Nasen kann ich nicht leiden." Vgl. Schönemann 229.

13) W XVI 3, 4, 7, 12, 16, 19, 24, 30, 116. Vgl. Kindleben, Studentenlexikon 82, 94.

Studenten zuweilen stundenlang aufhalten und Obst essen. Mit den studentischen Angelegenheiten ist sie wohl vertraut (24, 30) und erweist den jungen Kunden aus der akademischen Welt manchen Dienst (116). Sie steht mit ihnen auf „du und du". Die Studenten reden sie mit „Frau Gevatterin" an und sie werden von ihr wieder mit „Herr Gevatter" tituliert. Einen Blick in die „ewigen Geldverlegenheiten" auch der damaligen Studenten läßt uns der Ausspruch der Frau Gevatterin tun: „Das sind mir liebe Herren Gevatter, hat wieder keiner bezahlt" [14]). War die Verlegenheit einmal zu groß, dann mußte beim Juden geborgt werden. Und das jüdische Wuchertum wird hierbei, wenn auch in einem scherzhaften Tone, von Arnim in folgender kleinen Szene treffend charakterisiert. Nathan: „Ich mag nichts dran verdienen, ich tu's aus Liebe zu Ihrem Herrn Vater, dem Hirschel muß ich selber 9 Prozente geben." Lysander: „9 Prozente, wie kann 's der Mann bei Gott verantworten." Nathan: „Ei was, der liebe Gott von oben, der sieht die neune für eine sechse an" [15]). Daß auch sonst schon vor 100 und mehr Jahren die Vermögenslage der Studenten vielfach nicht allzu rosig aussah, das zeigen zur Genüge Ausdrücke wie „Waisenhäuser" und „Kümmeltürke" [16]) für Studenten. Ein Waisenhäuser ist ein armer Student, der im Waisenhaus der Frankeschen Stiftung in Halle wohnte. Auch die „Kümmeltürken" wohnen zumeist im Waisenhaus. Sie stammen aus nahe bei Halle gelegenen Ortschaften und bekommen alle Lebensmittel, sogar den Kümmel, von Hause geschickt [17]). Manch armer Schlucker versteht es jedoch, hin und wieder „ein gutes Stück aus der herrschaftlichen Küche" zu erlangen durch seine Beziehungen zu den Dienstmädchen [18]). So beliebt wie der „Kuchenprofessor" ist [19]), bei dem man sich einmal den Hunger so recht stillen kann, soviel Streit gibt es mit den Pferdephilistern [20]), die nur „stät'sche Pferde" verleihen.

Cardenio, der Hauptheld des Stückes, tritt nach alter Studentensitte in Collet mit Hieber und Burschenhut auf, wie es auch im „Doloresroman" heißt, halb soldatisch, halb aben-

---

14) W XVI 12.
15) W XVI 95, (103, 106.)
16) W XVI 2. Szene f. Kindleben 129.
17) Eine andere Deutung führt diese im 18. Jahrh. in Halle aufkommende Studentenbezeichnung darauf zurück, daß in der Umgegend von Halle viel Kümmel angebaut wird.
18) W XVI, 6, 12, vgl. W I 281.
19) W XVI, 12, 6.
20) W XVI, 2. Szene f.

teuerlich gekleidet, wie alle Studenten [21]) Geheimbünde aller Art waren in jener Zeit allgemein beliebt und finden bei dem Studententum besonders, was die äußere Aufmachung angeht, einen günstigen Boden [22]). So wird im dritten Aufzug ein schwarzes Zimmer dargestellt, in dem eine Ordensversammlung tagt, alle Brüder in schwarzen Mänteln, ein Schwert an der Seite, und der „Meister" erscheint im Purpurmantel [23]). Die allgemeine Neigung der Zeit [24]) für Geheimbündelei kommt übrigens noch mehr in dem „Kronenwächterroman" zum Ausdruck. Das Wirken der Freimaurer samt ihren geheimnisvollen Erkennungszeichen wird angedeutet [25]); und die Kronenwächter selbst stellen einen geheimen Bund dar, dessen Tätigkeit der Feme ähnelt. Das alles entspricht so recht der Volksvorstellung, die schnell dazu neigt, erstaunliche Ereignisse geheimnisvollen irdischen oder überirdischen Mächten zuzuschreiben. In „Halle und Jerusalem" bekommen wir auch einen Einblick in die studentischen Zeremonien und Festlichkeiten. Zweimal wird die Wahl eines „Studentenpapstes" [26]), eine Art Probe der Trinkfestigkeit, erwähnt, und gleich der erste Akt (18. Szene) bringt einen „Kommersch". Die Szenerie zeigt einen großen Kommerssaal; auf der Galerie befindet sich die Musik mehr oder minder von „Tobakswolken" umhüllt, unten an den Tischen sitzen eine Menge Studenten, die Chorführer haben die Hieber gezogen und zwischen den Tischen sieht man Halloren umhergehen. Das enge Verhältnis zwischen Volk und Studenten kommt bereits in dieser kurzen Szenerieanweisung zum Ausdruck. Zwischen den Halloren — die wir noch in einem besonderen Abschnitt behandeln werden — und den Studenten bestand eine Art Schutz- und Trutzbündnis [27]). Auch Goethe erwähnt eine lebhafte Verbindung der Studenten mit den verschiedenen Ständen der Bevölkerung in Jena [28]). Daß spezifisch studentische Sitten und Gebräuche bei solch' einem engen Zusammenleben sich gelegentlich sogar in die der Universitätsstadt naheliegenden Dörfer verpflanzten, ist recht

---

21) W VIII, 38.
22) Vgl. W. Fabricius: Die Studentenorden an den deutschen Universitäten im 18. Jahrhundert.
23) W XVI 165.
24) Vgl. Schönemann 63.
25) W III 1. Buch 5. Geschichte.
26) W XVI 28, 68. Der Studentenpapst saß auf einem Stuhle, der auf einem Tische stand, und mußte 12 lateinische Fragen beantworten und zu jeder ein volles Glas trinken.
27) Schönemann 67, Herzberg, Geschichte der Stadt Halle Bd. II, 673.
28) Tag- und Jahreshefte 1804.

verständlich. So hatten z. B. die Bauernburschen um Jena ihre Verbindungen, Bierzipfel usw. Während dem „Kommersch" läßt Arnim das feierliche studentische Weihelied, den Landesvater, erschallen.

Praeses: „Alles schweige,
Jeder neige
Ernsten Tönen nun sein Ohr,
Hört, ich sing' das Lied der Lieder,
Hört es, meine deutschen Brüder,
Hall' es wider, froher Chor!"

Alle: „Hört, er singt das Lied der Lieder,
Hört es, wackre deutsche Brüder,
Hall' es wider, frohes Chor!" [29])

Bei diesen Weiheliedern wurden dann die Mützen mit den Schlägern durchbohrt [30]). Mitten in den frohen Kommers kommt plötzlich der verzweifelte Cardenio, und wir hören seine klagenden Worte:

„Mein Halle, lebe wohl,
Der Abschiedstag ist da . . .!" [31])

Es ist das wehmütige Abschiedslied der Studenten Halles, dessen weiterer Text allerdings von Arnim aus technischen Gründen für sein Drama etwas geändert worden ist [32]).

Selbst reinakademische Angelegenheiten, wie die Promotion Wagners, werden ganz zwanglos mit dem Volksleben verknüpft, wie es sich eben leicht zutragen konnte. Die „Gevatterin" kann garnicht verstehen, warum sie ihr nicht auch einmal so einen alten Doktorhut verehren: „was die all' wissen, weiß ich lange schon, hab's lange an den Schuhsohlen abgelaufen [33]). Den Musikanten, die Wagner den Begrüßungstusch nach der Promotion blasen sollen, kommt es hauptsächlich auf das „Kluckerfläschchen" an, das ihnen ein Student zur „Stärkung" schenkt. Und als Wagner tot von der Promotion getragen wird, blasen sie unbekümmert einen lustigen Marsch. Mit rechtem Mutterwitz legt die „Gevatterin" auf den toten Wagner einen Myrthenkranz, „da er als Junggeselle ist ge-

---

29) W XVI 68.
30) W VII 45.
31) W XVI 68/69.
32) Vgl. Schönemann 243/44. Dort werden auch Arnims und Reichardts gegenseitige Anregungen für Volks- u. Studentenlied erwähnt.
33) W XVI 24.

storben — wahrhaftig, er hat ja nie was sonst als seine Bücher angesehen, davon war er so schwächlich“ [34]). So gibt uns auch die tragisch-komische Promotion Wagners ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben in einer kleinen Universitätsstadt.

Die Eindrücke seines Studentenlebens sind offenbar für Arnim sehr nachhaltig gewesen und kommen verschiedentlich in seinen Werken zum Ausdruck [35]). In dem Roman „Die Gräfin Dolores“ und besonders in der Novelle „Martin Martir“ wird der heiteren Scharen wandernder Studenten gedacht, die die Mühsalen ihrer Fahrten mit lustigen Streichen überwinden. Und in einem späteren von der Sprache handelnden Kapitel werden wir die in Arnims Werken begegnenden volkskundlich recht interessanten „Studentenausdrücke“ noch näher zu betrachten haben.

Die Halloren, die wir schon bei dem Studentenfest kennenlernten, treten in „Halle und Jerusalem“ noch mehrfach in Erscheinung [36]). Sie arbeiten in den Salinen zu Halle. Bei ihnen sind alte Sitten und Gebräuche und sogar Reste eines besonderen Dialektes bewahrt. Dieser Dialekt ist in zahlreichen Fachausdrücken von der an andern deutschen Salinen üblichen Fachsprache durchaus verschieden [37]). Im dritten Aufzug deutet Arnim diesen Hallorendialekt an [38]). Wegen ihrer Eigentümlichkeiten hat man die Halloren lange Zeit sogar für Restbestände eines fremden slavischen oder keltischen Volksstammes gehalten [39]). Was unser Dichter von den Halloren erzählt, hat er sicherlich aus eigener Erfahrung; denn es ist kaum anzunehmen, daß Arnim, der sich für jede Erscheinung des Volkslebens so stark interessierte, das in dieser Gegend be-

---

34) W XVI 30.
35) Vgl. Schönemann 57.
36) W XVI 118 f., 150 f.
37) Vgl. Kirchhoff: Die Halloren in ihrer alten Tracht, 1890.
38) W XVI 119.
39) Christian Keferstein berichtet in seinem Werk: „Über die Halloren . . . Ein Versuch“ eingehend über Geschichte, Arbeit, Sitten und Gebräuchen der Halloren. Er versucht, die gute Erhaltung alter Sitten und des Dialektes noch nach den fremdstämmigen Theorien und einem eventuellen keltischen Ursprung zu erklären. Er berichtet aber auch, daß die Halloren nach ihrer eigenen Tradition von fränkischen Kriegern abstammen (S. 7). Zu dieser Tradition der Halloren paßt sehr gut die Schilderung ihrer physischen Erscheinung, die Keferstein auf S. 90 gibt: „Sie haben sehr regelmäßige Gesichtszüge, eine freie Stirn und schöne Augen, ihre ganze Erscheinung erinnert an die kräftigen Gestalten des Gebirges.“ Auf jeden Fall steht nach Keferstein eine Einwanderung fest, die aber nicht slavischer Art sei.

liebte und verbreitete „Fischerstechen“ [40]), von dem er uns eine so drastische und lebensvolle Schilderung gibt, nicht selbst gekannt hat. Auch Schönemann hält es für wenig wahrscheinlich, daß Arnim „Das Hallorenfest, ein Singeschauspiel in 3 Akten von F. G. Schlicht als Vorbild benützt habe [41]). Schlicht gibt in der „Vorerinnerung“ (S. 13) einen Bericht vom „Hallorenstechen“ und erzählt weiter, daß die Sitte jetzt „nur von den Fischern dasiger Gegend annoch beibehalten“. Ein solches Fischerstechen wird, wie gesagt, Arnim selbst mit erlebt haben. Das Stechen des Dramas findet zu Ehren der Hochzeit von Lysander und Olympie statt. Die Szenerie des dritten Aufzuges bietet uns das farbenfrohe Bild dieses Hallorenfestes. Wir sehen das Ufer der Saale. Auf dem Fluß fahren eine Menge bewimpelter Schiffchen. Im Vordergrund ist die Ehrentribüne für das Brautpaar und die Ehrengäste. Die Braut Olympie sitzt in der Mitte auf einem hohen roten Sessel, zu ihrer Seite liegen auf einem Tisch die Preise, goldene Ketten, silberne Pokale und Ehrenkränze, die dann an die Tapfersten der Halloren verteilt werden. Schon drängt sich durch die Menge des Volkes, das den Raum unter der Ehrenloge einnimmt, der feierliche Zug der Halloren mit ihren alten Waffen, den Flammenbergen und Streitkolben. Sobald sie bei den Booten angelangt sind, legen sie ihre Übertracht ab und erscheinen in zierlichen, weißen Schifferkleidern, mit bunten Bändern geschmückt. Die Halloren ergreifen die Stechstangen und besteigen mit Gesang und Tanz die Schiffchen. Das Stechen geht so vor sich: sie scheiden sich in zwei entgegengesetzte Parteien und suchen, sich mit den Stechstangen von den Kähnen ins Wasser zu stoßen. Diejenigen, die sich bis zuletzt in den Booten halten, haben gesiegt. Bei diesem Fest treten die Halloren in ihrer vollen Tracht auf, obwohl sie sonst im allgemeinen streng abgeschlossen unter sich leben und eine Art Kaste bilden. Auch Keferstein gibt uns das gleiche Bild über die Neigung der Halloren, bei öffentlichen Festlichkeiten geschlossen aufzutreten (S. 92 f.): „Gern zeigen sich die Halloren in öffentlichen Aufzügen, durch besondere Kleidung, die dem Auge gefällt, auch viele Fahnen, alte Schwerter und sonstige Embleme, dadurch haben die aus alten Zeiten stammenden Aufzüge etwas recht Imponierendes.“ In Arnims Drama schildern uns die Halloren selbst durch ihren

---

[40]) Das Fischerstechen ist früher in der Gegend von Leipzig und Halle eine weit verbreitete Festlichkeit mit Umzügen und Wasserturnieren gewesen, auch im stadtgeschichtlichen Museum von Leipzig befindet sich ein Aquarell von 1849: Fischerstechen auf der Pleiße bei Leipzig.

[41]) Schönemann 65.

frischen Gesang auf dem Wege zu und bei der „Kampfstätte" das ganze lustige Festtreiben. Für jede Einzelheit gibt es heitere Reime.

Halloren:

1. „Lustig, ihr kreuzbraven Brüder,
Heut ist ein Freudentag,
Wollen heut springen und stechen,
Wer ist 's der's hindern mag.
Wer uns hier wohl scheel ansieht,
Kriegt ein Schmoch [42]) auf die Hutkrempe,
Wer nicht aus dem Wege geht,
Ist ein rechter närr'scher Hämpe [43]).

2. Weiße Hemden, blaue Bänder
Und ein grüner Kranz dabei,
Das stutzt wahrlich fein und niedlich,
Und das Stechen ist heut frei.
Lange lebe Graf Lysander,
Das verliebte Rabenäschen
Sitzt mit seinem Schatz beisammen,
Und sie machen sich ein Späßchen.

3. Sieht nicht unser Platzknecht prächtig
Mit dem schwarzen Mantel aus.
Recht wie Nürnberger Docken,
Was sitzt da für Volk im Haus.
Kribbelt, wibbelt allzumal,
Klettert, reitet auf den Dächern,
Vetter David, guck einmal,
Die läßt sich von einem fächern.

4. Hauptmann mit dem großen Degen,
mache deine Dinge recht,
Unser alter Trommelschläger
Lärmt, mein' Seele, auch nicht schlecht,
Toffel wird 'nen lustigen Schwang
Mit der neuen Fahne machen,
Daß wir mit der gnäd'gen Frau
Werden übern Fähnrich lachen."

Wenn wir diese lebendige Darstellung des Volksfestes, die schon in der ganzen Sprache und Haltung mitten aus dem

---

42) Thüringer Dialekt = Schlag.
43) Thüringer Dialekt = Tölpel.

Leben gegriffen ist, so recht nacherleben, dann wird man die Meinung, daß Arnim den inneren Drang Volksmäßiges zu schaffen, nicht mit seinem Können in Einklang bringen konnte [44]), nicht ganz teilen können. Allerdings muß man zugeben, daß es meist die zahlreichen, vom dramaturgischen Standpunkt aus anfechtbaren eingeschobenen Episoden sind, in denen das muntere Leben sprudelt oder in zarten Tönen an unser Herz klopft. Als Ganzes sind seine Dramen meist zu umfangreich, um volkstümlich auch in dem Sinne zu wirken, wie es sich Arnim dachte [45]). Für eine Untersuchung nach dem volkskundlichen Gehalt seiner Werke sind aber gerade diese kleinen Szenen und eingeschobenen Episoden von größter Bedeutung; möchte man nicht bei dieser dem Leben abgelauschten Darstellung des „Fischerstechens" mit Goethe ausrufen [46]):

„Greift nur hinein ins volle Leben,
Und wo ihr 's packt, da ist 's interessant".

Von den „hohen Gästen" angefangen bis zu dem Volke, das überall bunt durcheinander „kribbelt und wibbelt" und auf die Dächer klettert, ist nichts vergessen. Hier zeigt sich, wie Arnim das Zusammenleben und Zusammengehören der einzelnen Stände gut zu erfassen weiß. Lysander, der dem akademischen Kreise angehört, wird hier zum „Grafen". Es ist wohl der Salzgraf der Halloren gemeint [47]), der nach Keferstein [48]) die Gerichtsbarkeit über die Halloren hatte und auch die Feste leitete. Nicht nur die rein-dialektischen Worte wie Schmoch und Hämpe, sondern auch die volkstümlichen Ausdrücke „kriegt auf die Hutkrempe", „Rabenäschen", „guck einmal", „kribbelt und wibbelt" geben dieser Schilderung eines Volksfestes erst den rechten warmen Ton. Besonders interessant ist der Vergleich mit den „Nürnberger Docken". Der Ausdruck zeigt sehr deutlich, wie Nürnberg schon immer die „Stadt des deutschen Spielzeuges" war. „Tocke oder Docke" ist eigentlich ein mhd. Wort, das Puppe bedeutet. Der Brauch mit Puppen zu spielen, den Arnim übrigens auch im „Waldemar" (W XVIII, 35) erwähnt, ist an sich sehr alt und verbreitet. Die ersten Puppen waren sicher weniger für einen Schönheitsvergleich geeignet. Aber bereits im 13. Jahrhundert ist von der Schönheit der Puppen die Rede [49]). Im Dialekt ist heute noch

---

44) Vgl. Kroiß, S. 25.
45) Schulze 37 und Hartmann 27.
46) Faust Vorspiel.
47) Schönemann 65.
48) Keferstein 84.
49) Grimm DWB. Bd. II 1208 f.

das Wort und der Vergleich lebendig; so sagt man in Schwaben von einem schön aufgeputzten Mädchen „wie 's Dökle aus dem Laden". Ebenso ist in Schlesien das Wort Tocke zum Vergleich von etwas Schön-Aufgeputztem durchaus geläufig. So hörte ich selbst oft bei meiner Großmutter auf dem Lande, wenn die Kinder „summern" kamen, den „Tockenvergleich" in dem lustigen Heischeverse:

„Die goldene Schnur geht um das Haus,
Die schöne Frau Wirtin geht ein und aus,
Sie geht wie eine Tocke
In ihrem blau-roten Rocke".

Auch in der Fortsetzung [50]) des Hallorenliedes, das uns das Stechen selbst beschreibt, ist der frische, volkstümliche Ton gewahrt:

1. „Lustig, ihr Talbrüder [51]), lustig,
Marsch, auf die Brück' hinan,
Müßt all' rundüber runter,
Brave Kapriölchen schlahn;
Seht ihr, wie die großen Frauen
Sich auch freuen und brav lachen,
Lungenhiebe [52]) kriegt ihr heut,
Wollt ihr euch nicht lustig machen.

2. David kriegte auch jetzunder
Einen achtzehnlöt'gen Stoß,
Und der Köter macht' sich wunder
Mit der Stärke gar zu groß,
Zacharies hat 's ihm wohl gesagt,
Daß er nicht sollt' trocken bleiben,
Doch der Blitzer wird den Streich
Sich schon hinter's Ohrchen schreiben".

Arnim ist nicht ängstlich, die im Volke wirklich gebrauchten Schimpfworte wie Köter, das eigentlich gemeiner Dorfhund bedeutet, anzuwenden, wenn er dadurch das Milieu schärfer zeichnen kann. Auch durch das der handwerklichen Fachsprache entlehnte „achtzehnlötig" sowie durch die nek-

50) W XVI 155.
51) Die Halloren bezeichneten sich selbst als die Brüderschaft im Tale zu Halle (Tal bedeutet Saline).
52) Lungenhieb wohl aus der stud. Sprache genommen. Etwa = scharfer Verweis.

kische Verkleinerung „sich hinter 's Ohrchen schreiben", werden wir so recht in die soziale Atmosphäre und in die ernstheitere Stimmung des Stechens versetzt.

Bei der Trauung Lysanders und Olympies sind die Halloren wieder zur Stelle [53]), um Lysander Glück zu wünschen. Sie erscheinen in ihren Ehrenkleidern mit silbernen Knöpfen, ihre kleinen dreieckigen Hüte in den Händen, ihre Köpfe sind geschoren, eine Haartracht, die damals nur bei ihnen üblich war. Zu dieser kurzen Szenerieanweisung Arnims paßt vortrefflich die Schilderung der Hallorentracht bei Keferstein [54]) und ergänzt sie auch gut: „Eigentümlich ist ihnen eine gewisse elegante und altertümliche Kleidung, die seit uralten Zeiten von einem Geschlecht zum andern sich erbte, an der die Mode seit Jahrhunderten gewiß kaum etwas geändert haben mag. Die gewöhnliche Kleidung besteht in Schuhen und weißen Strümpfen, kurzen, schwarzen Beinkleidern und langen Westen mit hohen Knöpfen. Zum Ehrenkleide gehört ein dreieckiger, besonders geformter Hut — ein sogenannter Dreimaster —, ein Rock von altherkömmlichem Schnitt, ein Mittelding zwischen Leib- und Oberrock, von auffallender, oft roter Farbe, meist mit Pelz gefüttert; eine lange bunte Weste, die wie der Rock eine dichte, lange Reihe von großen, hohen besonders geformten Knöpfen hat, die vom Vater auf den Sohn sich forterben und zum großen Teile nachweislich über dreihundert Jahre alt sind, ferner kurze Beinkleider, weiße Strümpfe und Schuhe mit großen Schnallen. Die Fahnenträger und Vorsteher haben bei festlichen Gelegenheiten meist weiße Schuhe, weiße Scherpen und auf dem Hut weiße Federn, ihre gewöhnlich schwarzen Haare sind stets ganz kurz geschoren, nur an den Ohren hängen ein paar Locken oder Büschel herab." Die Hallorenweiber, die wir noch mit ihren „Rumpeltöpfen" [55]) näher kennenlernen werden, hatten früher auch fürs Gewöhnliche eine eigene Tracht, zu der ein kurzer, mit Pelz gefütterter Überrock getragen wurde und eine Pelzmütze gehörte, von der nach hinten eine Bandschleife herabhing. Diese Kleidung hat sich aber nur für festliche Anlässe erhalten.

Als Glückwunschständchen zur Hochzeit des Lysander singen die Halloren eins ihrer alten Lieder, das sie möglicherweise aus ihrer früheren Heimat mitgebracht haben:

---

53) W XVI 118.
54) S. 90.
55) W XVI 132.

1. „Eine Magd ist weiß und schöne
Dort auf den grünen Auen,
Geht jungfräulich bei Frauen,
Gott sieht vom Himmelsthrone,
Glück zu, mein edler Zweig!

2. Gott schuf wohl Erd' und Himmel,
Er ist so stark von Kräften,
Von meisterlichen Geschäften,
Schwang sich in ihren Willen,
Schwang sich in ihren Schoß" [56].

Das Lied, bei dem man fast mittelhochdeutsche Klänge durchhören möchte, ist arg zersungen und der Text nur verderbt überliefert [57]. Die Varianten geben meist auch keinen besseren Text; sicher lag die Unmöglichkeit, den reinen Text herzustellen, in der Neigung der Halloren, ihre Lieder und Mundart streng für sich zu behalten [58]. Goethe sah trotz der schlechten Überlieferung noch die gute Grundlage und urteilt: „Christlich pedantisch, nicht ganz unpoetisch" [59]. Das Hallorenlied ist auch in dem „Wunderhorn" enthalten mit dem Titel „Die hohe Magd" [60]. Arnim hat, wie aus dem Vergleich [61]) zu sehen ist, den Wortlaut [62]) ziemlich frei behandelt, um den Sinn etwas klarer zu machen, als er sich in dem durch den Buchhändler Hendel überlieferten Wh.-Text darbietet:

1. „Eine Magd ist weiß und schone,
Gott führt den höchsten Preis,
Und die ihm dient zum Lohne,
An Künsten wird sie reich,
Geht jungfräulich bei Frauen
Dort auf den grünen Auen.
Glück zu, mein edler Zweig!

2. Ihr Leib war angebildet
Mit Keuschheit übergroß,
Schwang sich in ihren Willen,
Schwang sich in ihren Schoß.
Er war so stark von Kräften,
Von meisterlichen Geschäften —
Gott schuf wohl Himmel und Erd'."

---

56) W XVI 118.
57) Karl Bode a. a. O. (Palästra 76) 363.
58) Keferstein 93.
59) Wh I, 83 Anmerk.
60) Wh I 83.
61) Vgl. Schönemann 66.
62) W XIII 72.

Die weiteren vier Strophen sind in derselben halb anschaulichen und halb verworrenen Weise eines verderbten Textes gehalten und bieten genügend Raum für verschiedene Auffassungen. Nachdem die Halloren die zweite Strophe des Liedes bei der Hochzeit des Lysander gesungen haben, läßt Arnim den Geistlichen — der als Vertreter des Rationalismus zu werten ist — den Gesang unterbrechen: „Ihr guten Leute, still, stört nicht die Feier dieses Tages mit ungeschicktem alten Liede." Das ist ein bezeichnender Ausspruch für das ganze Aufklärungszeitalter, das die Beschäftigung mit dem Volkstümlichen als eine Störung und Entwürdigung des „literarischen Lebens" und guten Geschmackes betrachtete, und noch Arnim und seinen romantischen Kreis oft verspottete. Die Antwort, die dem Prediger für seine Unterbrechung zuteil wird, ist in zweifacher Weise interessant: „Nun sieh mal den an, gelt, das ist ein Prediger. — Hör', Schwager, kommst du mir wieder so, kriegst du mal eins auf die Hutkrempe" [63]). Diese Antwort gibt einerseits die Meinung Arnims gegenüber den Gegnern des Volkhaften; andererseits zeigt sie das freie offene Verhältnis der Halloren zu „höheren Ständen". Bereits Keferstein hat in seiner Abhandlung über die Halloren mehrfach darauf hingewiesen, daß diese auch Vorgesetzten gegenüber ihre selbstsichere Haltung bewahren,. sogar vor dem höchsten Landesherrn treten sie ganz unbefangen auf und wissen ihre alten Privilegien wohl zu wahren [64]). Die Unbefangenheit ihres Charakters bringt Arnim gut zur Geltung, wenn der Hallore den Geistlichen einfach mit „Schwager" anredet; von dem „Grafen Lysander" werden sie Freunde genannt.

Die Hallorenweiber treten uns, wie schon erwähnt, mit dem „Rumpeltopf" entgegen (W XVI 132). Viren ist von Celinde abgewiesen und will sich rächen. Er hat eine Menge Hallorenweiber mit den Rumpeltöpfen vor Celindens Fenster versammelt, um für die Ablehnung ein entsprechendes Ständchen zu geben. Auch Keferstein [65]) kennt die Sitte des „Rumpeltopfes" bei den Halloren, wenn er schreibt: „In der älteren Zeit war es hergebracht, daß zwei alte Halloren-Frauen (die aber der Innung der Bornknechte angehörten) mit dem sogenannten Rumpeltopfe in die Häuser gingen." Es war dies ein gewöhnlicher Kochtopf, bespannt mit einem Leder, durch welches ein

---

63) W XVI 118.

64) Vgl. dazu die schöne alte Sitte, daß die Halloren in ihren schmucken Trachten noch heute jährlich ihre Neujahrsglückwünsche und Geschenke dem Reichsoberhaupt darbringen.

65) S. 93.

Quirl auf und ab bewegt wurde. Die so entstehende ohrenpeinigende Musik begleitete den Gesang eigentümlicher Lieder im Hallorendialekt. Dieser Brauch gehört zu den mannigfachen Mitteln, böse Geister zu vertreiben [66]), und es ist schon möglich, daß dieses Rumpeltopfständchen etwas mehr als ein bloßer Racheakt eines Verschmähten sein soll; vielleicht gar so eine Art Liebeszauber wider die bösen Geister, die die Gegenliebe verhindern. Daß Arnim einen lebendigen Eindruck von jener höllischen Musik hatte, das zeigen die Worte Virens, der den Rumpeltopfaufzug dem Blocksbergtanz des Satans und seiner Hexenweiber gleichsetzt [67]), und noch deutlicher sehen wir es in der lustigen Erzählung vom „Pfalzgrafen" [68]), wo bei einem „Konzerte" „dreißig Holländerinnen das einzige ihnen nationale Instrument, den Rumpeltopf, spielten, ein Geheul und ein Gesumme, daß die Fliegen im Saale tot niederfielen, also ob die Luft vergiftet wäre."

Ein recht eindrucksvolles Bild von der hohen Bedeutung der Handwerksstände in alter Zeit erhalten wir in den „Kronenwächtern" bei der Beschreibung der Stadt Augsburg, wo die Gewerbezeichen, „die sich überall aus dem reinlichen Häusern herausstecken", mit Siegesfahnen verglichen werden [69]). In dem Drama „Der echte und der falsche Waldemar" [70]), das uns in die brandenburgische Geschichte des 14. Jahrhunderts führt, kommen wir mit den Zimmerleuten und deren Sitten und Gebräuchen im Laufe des Spiels näher in Berührung. Die Gräfin Margarethe hat sich ein Tirolerhaus bauen lassen. Die Zimmerleute arbeiten ihr nicht schnell genug, und sie will selbst mit den Bau vollenden helfen. Der Zimmermeister bindet der Gräfin das Schurzfell um und fordert dann das Trinkgeld, „denn nach Gewohnheit, die bei uns Gesetz geworden, gibt jeder uns ein gutes Trinkgeld, dem unser Schurzfell vorgebunden wird". Dieser Brauch gehört in die weit verbreitete und in den verschiedenen Ständen geübte Sitte des Ein- oder auch Loskaufens. Aber die Gräfin will nichts zahlen und meint, der Junge des Zimmermeisters trage das Trinkgeld schon in der Form eines widerrechtlich angeeigneten Brettes davon. Doch der Meister verteidigt den Buben mit einem alten Zimmermannsbrauch: „Das ist so eine alte Gerechtsame, es (das Brett) war zu lang, da mußten wir es ein Stück absägen." Sehr nett erklärt der

---

66) HddA. Bd. VII 850.
67) W XVI 132.
68) W IX 25.
69) W III 234.
70) W XVIII 186/87.

Zimmermeister den Grund ihres langsamen Arbeitens, der allerdings schon mehr in das Gebiet des Aberglaubens gehört: „Wir haben unseren Glauben daran, daß jeder Zimmermann auf Erden seine Zahl von Brettern schon vorausbestimmt erhalten hat, und sind die fertig, so sind auch seines Sarges Bretter drunter, und er muß sterben. Seht, gnädige Frau, darum darf sich kein Zimmermann in seiner Arbeit übereilen, es brächte ihn dem Tode näher."

Im „Strahlauer Fischzug", einem anderen seiner romantisch-historischen Dramen, gibt uns Arnim ein recht heiteres Bild von der Ausschankgenehmigung und Bierprobe in Alt-Berlin [71]). Der Bürgermeister muß den ersten Probetrunk getan haben, bevor ausgeschänkt werden darf. Eine ulkige Bierprobe wird dabei gemacht; gutes Bier muß Klebekraft haben:

„Harre, harre auf die Probe,
Ob es klebe an den Hosen,
Obs der Bürgermeister lobe.
Vor dem Frühling keine Rosen."

Sehr drastisch ist dann dargestellt, wie die edlen Bürger ob des „gesegneten Malzjahres" kaum von ihren Sitzen hochkönnen. Sogar die Hosen reißen: „Au weh, die Hosen haben achtzig Jahre mir, dem Vater und Großvater gedient — nun sind sie doch zerrissen — in dem Bier muß Leim sein." So wird bei diesen Worten die allgemeine Redensart, daß gutes Bier wie Öl sein muß, recht verständlich.

Ein alter Schmiedebrauch wird in „Halle und Jerusalem [72]) in Form einer Legende erzählt. Einer von den Pilgern, die sich bei einer Schmiede ausruhen, fragt: „Sagt doch, ihr listiger Herr Schmied, was werft ihr da für Sand auf 's Eisen?" Auf den Wunsch des Pilgers erzählt nun der Schmied, wie Christus selbst sie dieses Brauches unterwiesen habe: „Mit seinen Jüngern ging unser Herr . . ." Und nun erzählt er, wie Christus auf dem Wege an einer Schmiede vorbeigekommen sei, in der sich der Schmied unter schrecklichem Fluchen vergebens bemüht habe, ein Stück sprödes Eisen zu schmieden: „Da tritt der Herr zum Schmied ganz freundlich ein und spricht zu ihm: Sanft, sanft, mein Freund. Der Schmied in seiner Erhitzung meint, er habe ihm geraten, Sand zu nehmen, und will sich eilend dazu bequemen. Vom Boden krazt er ein wenig Sand und streut ihn auf das Eisen mit seiner Hand, das in den

---

[71]) W XVIII 265.
[72]) W XVI 370.

Kohlen rot erglüht, er hat sich nicht umsonst gemüht, es ließ das harte spröde Eisen sich nach der Glut im Sande schweißen . . ., jetzt weiß es ein jeder, doch es erfand des heiligen Wortes Mißverstand, man brauche zum Schweißen des Eisens den Sand." Diese Art des Schmiedens ist wohl allgemein üblich, wie auch die Entstehungslegende überall bekannt ist[73]).

Der Soldat hat immer eine wichtige Rolle im Volksleben gespielt. Goethe sagt sehr treffend[74]): „Jede Gattung Menschen, die Uniform trägt, imponiert dem großen Haufen und weiß sich ihres Vorzuges sehr gut zu bedienen." So hat unser Dichter in seinen Kriegsliedern und im „Wunderhorn" den Soldaten einen entsprechenden Platz eingeräumt. Wir werden bei dem Kapitel über das Volkslied noch davon zu sprechen haben. Auch sonst hat Arnim öfters wie z. B. in dem Lustspiel „Die Kapitulation von Oggersheim", in der dramatischen Farce „Herr Hahnrei und Maria vom langen Markte" und in dem Puppenspiel „Die Appelmänner" in scherzhafter Weise Soldaten in Landsknechtszenen zur Darstellung gebracht. Einen recht interessanten Bericht über den „Trommelbrauch" der Soldaten hören wir in einem dieser Spiele, der „Kapitulation von Oggersheim"[75]). Warsch: „Aber nun zeigt mir auch dafür, wie ich topp topp schlagen muß, ehe ich pausiere, damit es recht ordentlich nach Pfälzer Art klingt. Ich weiß, wie es lautet, aber ich kann es doch nicht machen." Altflicker: „Euch zuliebe will ich meine kostbare Zeit zum Unterricht verschwenden. Hört nur zu, der alte echte Marsch lautet: topp, topp, topp, topp. topp." Nach jedem fünften Schlage wird innegehalten. Und der Sprechgesang dazu soll ausdrücken, was die Trommel sagt:

„Hüt dich, Bau'r, ich komm,
Komm mit meiner Tromm,
Komm zu deinem Wein,
Schlag das Faß dir ein,
Schenkst du mir nicht ein."

„Hört, solch' ein Trommelschlag erweckt das ganze Gemüt zur Freude und Tapferkeit, hilft auch den Leibeskräften nicht wenig. Wer aber wie unser Stadttrommelschläger schon

---

73) In Schlesien hörte ich die Legende in folgender Variante: Ein Pfarrer kommt an die Schmiede und sagt zu dem Fluchen wohl aus Abwehr „Sanktus, sanktus", der Schmied ohne Lateinkenntnisse versteht „Sand ruff, Sand ruff".

74) Theatralische Sendung III 1.

75) W VI 229.

nach dem dritten topp pausiert, daß ist gewiß ein Zeichen von schlechtem Herzen, ja, er sieht sich gleich um, wo er davonlaufen will. Hütet euch davor, die Spanier würden gleich merken, daß ihr nur ein Bönhase, kein echter Soldat." Dieser Bericht ist nicht nur als „Trommelbrauch" oder zu der Frage, wie die einfachste Musik auf den Menschen wirkt, von volkskundlichem Interesse, sondern zeigt das alte Streben, dem Trommelklang ähnlich anderen einfachen Klängen und Rhythmen einen Text unterzulegen. Davon handelt auch ein Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Bd. XVI 83), der als weitere Quelle zu dieser Frage eine Stelle aus Wilhelm Raabes Schaffen anführt [76]). Hinsichtlich unserer Stelle besteht ein enger Zusammenhang dieses Trommelbrauches mit dem im „Wunderhorn" Bd. I 136 veröffentlichten „Kriegslied gegen Karl V. [77a]). Die begleitenden Ausführungen des „Wunderhorns" zu diesem historischen Lied sind ganz der alten Kriegslehre Hortleders [77]) entlehnt, der auf Seite 425 Ausführungen über den Trommelschlag der deutschen Landsknechte macht. Die Vorbemerkung zu diesem Wunderhornliede lautet: „Die übrigen Trommelschläge, damit ein jeder etwas Neues auf die Bahn bringt, sind ungeschickt und lächerlich; der alte, welchen ich allein für löblich halte, ist, wenn man nach jeden fünf gleichen Schlägen etwas innehält, top, top, top, top, top: Top, top, top, top, top. Durch solchen Trommelschlag werden beides die Gemüter zur Freud' und Tapferkeit, erweckt hilft auch den Leibeskräften nicht wenig, der gemeine Haufen pflegt bei solchen fünf Schlägen etliche Worte zu gebrauchen, als:

„Hüt dich, Bau'r, ich komm,
Mach dich bald davon;
Hauptmann, gib uns Geld,
Während wir im Feld;
Mädel, komm heran!
Füg' dich zu der Kann" [78])

76) Vgl. Wilhelm Raabe in seinem „Junker von Denow" nach einer Handschrift der Wolfenbütteler Bibliothek, Ges. Erz. 1901, 147. — Besonders beliebt und verbreitet sind übrigens verschiedene Deutungen und texliche Untermalungen des Glockengeläutes und des Auspuffgeräusches der Eisenbahn.

77a) Vgl. auch J. Körners Hinweis im Euphorion Bd. XXI 393.

77) D. R. k. k. Majestät-Handlungen und Ausschreibungen usw. von der Rechtmäßigkeit und Anfang usw. des deutschen Krieges, Gotha 1645, Weimarischer Rat Friedrich Hortleder.

78) Statt des Schlußverses: „Füg dich zu der Kann'", hat Hortleder in seinem Aktenwerk die Worte „Hüt dich vor dem Mann".

Wenn man die beiden „Trommelschlagsprüche" vergleicht, so erscheint mir der Text in der „Kapitulation von Oggersheim" mit seinem einfachen, steten verbalen Anfang und dem zweimaligen: komm, komm die „Sprache der Trommel" besser erlauscht zu haben als die „Wunderhornverse", obwohl der Wh.-Text sicher die ältere Fassung darstellt. Das zeigt wieder recht deutlich, wie trefflich sich Arnim in die einfachsten, schlichten Rhythmen und Vorstellungen einfühlen konnte. Diese Tatsache steht wohl auch in Zusammenhang mit dem guten verstechnischen Verständnis Arnims, auf das Bode mehrfach hingewiesen hat [79]).

Eine Fülle von volkskundlichem Material bieten die „Kronenwächter". Arnim hat in seinem Bestreben, in dem Roman ein großes Kulturbild des 16. Jahrhunderts zu entwerfen, an Sitte und Brauch dieser Zeit in reichlichem Maße gedacht [80]). Allerdings ist bei der Neigung dieses romantischen Dichters zur Wesens- und Ganzheitsschau zu bedenken, daß trotz der farbenfrohen Bilder von Edelfräuleins, Ratsherren, Landsknechten und Marktschreiern seine „historische Staffage" oft nicht so streng im Einzelnen volkskundlich ausgewertet werden kann. Arnim konnte zwar bei seiner künstlerischen Arbeit an diesem Werk außer einem vielseitigen Quellen- und Chronikenstudium eine gute Kenntnis von Gemälden und Kupferstichen der alten Zeit mit in die Wagschale werfen, aber er wertet das alles nicht als Einzelerscheinung, sondern in seinem inneren Wesenszusammenhang und ganz vom Standpunkt der künstlerischen Gesamtidee aus [81]). Diese in seinem Schaffen immer wieder festzustellende Art der Gestaltungskraft hindert jedoch nicht, daß ein großer volkskundlicher Schatz, wie wir noch sehen werden, in den „Kronenwächtern" enthalten ist. Hier seien zunächst nur die handwerklichen Züge und Standesschilderungen herausgehoben.

Von den schon erwähnten Zimmerleuten heißt es in dem Roman: „Brave, starke, entschlossene Leute sind die Zimmerleute, haben richtiges Augenmaß, wissen Schnur, Winkelmaß und Senkblei zu gebrauchen, lassen die scharfe Axt an ihren Beinen mit Sicherheit herumfliegen und fürchten nie, daß sie sich selbst treffen [82]). Den Maurern und Steinmetzen jedoch

---

[79]) Bode 76, 292.
[80]) Bode 350.
[81]) Vgl. dazu Karl Wagner, Jahresbericht Goldap, 1908, S. 8.
[82]) W III 84

wird in demselben Kapitel noch ein höheres Lob zuteil; denn ihre Arbeit ist schwieriger: „Die Axt des Zimmermannes fürchtet den alten Eichenbaum", während die Maurer unter größeren Mühen sogar „Eichen zum Tragen der Gewölbe aus Steinen" herausmeißeln und das ganze Gebäude „mit weichem Kalk, Eisen und Blei zur festesten Einheit verbinden". Aber schließlich gehört bei jedem Bau der Fleiß von allen dazu, um „den fröhlichen Tag des Richtens" noch bis zum Herbst zu erreichen „ehe der Winter die Arbeit hemmt". Ein umfassenderes Arbeitsgebiet, als es heute der Fall ist, hatte damals noch der Bader. Baderberuf und Badebetrieb werden in unserem Roman recht anschaulich geschildert. Der Bader ist der Arzt der damaligen Zeit. So suchen der junge und der alte Berthold dem von einem Kronenwächter schwer verwundeten Türmer Martin nach Möglichkeit zu helfen, indem sie ihn zum Bader schaffen: „Er und der Knabe trugen ihn nach der Badestube. Da ward ein Aufsehen, denn es war ein Sonnabend, und alle Handwerker wollten am Sonntag reinlich erscheinen, die rot angelaufenen Gestalten drangen neugierig aus der dampfenden Badestube heraus, mancher mit Schröpfknöpfen besetzt, ein anderer mit halb geschnittenen Haaren . . ., der Bader untersuchte die Wunden und sagte traurig, da vermöge seine Kunst nichts mehr, der Schütze, der ihn getroffen, müsse das menschliche Herz wohl gekannt haben" [83]). Ebenso wird — als der Bergmann, der Bertholds Brunnen errichtet, sich verletzt glaubt —, gleich der Bader geholt, daß er sich mit seinem „chirurgischen Verbande einstelle" [84]). Die Sitte, daß die Sauberkeits-, Schönheits- und Gesundheitspflege in einer Hand lag, war im Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit allgemein. Die Erinnerung daran geben noch die in vielen Städten vorhandenen Baderstraßen und -gassen. Daß in den kommenden Jahrhunderten das Leben in den Stadtbädern, das uns Arnim in den kurzen Sätzen so lebendig darstellt, daniederging und der Rest sich in verschiedene Berufesgebiete aufteilte, mag nicht nur, wie oft behauptet wird, an der mit der Zeit immer fühlbarer werdenden sittlichen Verwahrlosung der Badestuben gelegen haben, sondern auch durch die wirtschaftliche Verarmung der Bevölkerung mitbedingt gewesen sein; andererseits hat sicher die aufkommende wissenschaftliche Medizin den „Bader" als Heilkundigen mehr und mehr verdrängt.

---

83) W III 53/54.
84) W III 292.

Allerdings haben sich auf dem Lande und in Kleinstädten Reste bis in die Gegenwart erhalten [85]).

In Meister „Fingerling", der im Leben Bertholds, des Haupthelden des Romans, eine wichtige Rolle spielt, haben wir einen typischen Vertreter des Schneiderhandwerks vor uns, klein und behend. Schon als Knabe wird Berthold mit Fingerling und dessen Werkstätte bekannt. Berthold hat ein Stück Tuch vom Bürgermeister für einen Anzug bekommen, und „in der Werkstätte vom Meister ward er nun nach allen Richtungen gemessen. Seltsam war es ihm, als er den Arm heben und krümmen mußte, wie er es sonst nie getan, er meinte, in dem neuen Rocke künftig immer so stehen zu müssen. Während der Meister die Umrisse des Kleides auf das Tuch nach dem Maße kreidete und zuschnitt, sah der junge Berthold mit großer Aufmerksamkeit der Schere nach" [86]). So wird die berufswerbende Bemerkung des Meisters verständlich: „Ich sehe es wohl an deiner Neugierde, daß du zum Handwerk Lust hast, und daß du die spöttischen Reden andern Gewerke über uns Schneider nicht achtest." Unter den im Volksmunde gern verspotteten Ständen stehen die Schneider tatsächlich an der Spitze, und bei den mannigfachen Standesliedern sind Spottlieder auf die Schneider besonders beliebt. Meist macht man sich über ihre Schwäche und Kleinheit lustig. Im „Wunderhorn", das eine Fülle von Standesliedern enthält, bietet uns Arnim auch einige Schneiderliedlein, z. B. das neckische:

90 × 9 × 99 [87])

„Die Schneider, die gaben ein Gastgebot
Und waren alle froh,
Da fraßen ihrer neunzig
Neunmal neun und neunzig
An einem gebratenen Floh.

Und als die Schneider gegessen hatten,
Da hatten sie guten Mut,
Da tranken ihrer neunzig,
Neunmal neun und neunzig
Aus einem Fingerhut" usw.

Das Zahlenspiel mit 9 und 99 mag wohl des Klanges wegen, vielleicht durch das auch in Schlesien wohlbekannte Sprich-

---

85) Noch kurz vor dem Kriege — berichtete mir mein Vater — habe auf dem Dorf der Friseur recht ordentlich die Zähne plombiert.
86) W III 40.
87) W XIV. 397.

wort zustande gekommen sein: „Ein Schneider, der muß wiegen 99 Pfund, und wenn er das nicht wieget, dann ist er nicht gesund."

Ein ganz anderes Bild wird uns in den „Kronenwächtern" von den handfesten Bürgerfrauen entworfen, die mit den Worten charakterisiert werden: „Die Frauen trugen nämlich zu jener Zeit ein Küchenmesser neben der Geldtasche im Gürtel, und sie sprachen gern davon, wie die Männer von ihrem Degen" [88]). Diese Sitte mochte mit den allgemeinen kriegerischen Zeitläufen des 16. Jahrhunderts zusammenhängen. Und es ist wohl mehr als an einen speziellen Fall gedacht, wenn Arnim Frau Zähringer zu Berthold sprechen läßt: „Habe oft während des Krieges mein kleines Haus mit Waffen schirmen müssen, und der selige Mann gab mir manchmal seine Wehr, wenn er zu müde war, hinauszutreten und nach dem Fremden zu fragen" [89]). Die Rechtsverhältnisse hatten sich gelockert, man mußte sich selbst schützen: „Ich kann Euch nicht ins Herz sehen, was Ihr für einer seid, in dieser Zeit ist jeder auf seiner Hut." In unsicheren Zeiten, wo die Reichsgewalt erlahmte, hatte die Volksjustiz eine wichtige Aufgabe; besonders tritt die Feme, die wir im nächsten Abschnitt näher behandeln wollen, hervor.

Rechtszustände und -bräuche.

Sowohl der Roman „Die Kronenwächter" als auch das Schauspiel „Die Gleichen" sind von der Gedankenwelt des geheimen Gerichts durchzogen; ebenso spielt die Feme im „Auerhahn" eine Rolle. Die von Westfalen aus im Laufe des späteren Mittelalters auf das ganze Reichsgebiet sich ausdehnende Feme suchte durch die strenge Strafe, Tod durch den Strang, den verweigerten oder ohnmächtigen Rechtsschutz im ganzen Reich wiederherzustellen. Deutlich kommt diese Zielsetzung in den Worten des einen Femerichters in den „Gleichen" zum Ausdruck [90]), als das geheime Volksgericht von den Schandtaten der Brüder Gangolpf und Norbert von Altgleichen hört: „Es ist in den deutschen Landen jetzt viel Verwirrung, so höher magst du ehren das Gericht, das fest bei alter Satzung, die besiegt, die seiner Warnung taub, das Recht verletzen. Wir laden vor den Norbert und den Gangolpf, der Bote muß als Zeuge mit erscheinen. Ich schneide hier zwei Strich

---

88) W III 231.
89) W III 208.
90) W XX 288.

in unser Kerbholz." Das Wort Kerbholz deutet den alten Rechtbrauch an, daß in den früheren Zeiten, als Lesen und Schreiben noch eine hohe Kunst war, Schuld oder Lohn durch einfache Kerben in Holzstücke bezeichnet wurden. Die Erinnerung an diesen alten Rechtsbrauch, den die Femerichter in „Den Gleichen" ausüben, hat sich bis in unsere Tage in dem Sprichwort „etwas auf dem Kerbholz haben" erhalten [91]).

Wohlgeordnet waren die Femegerichte oder Freigerichte nach westfälischer Art. Sie setzten sich zusammen aus einem Freigrafen und mindestens sieben Freischöffen (Wissende). Nur erfahrene und unbescholtene [92]) Männer konnten zu dem Richteramt kommen. Die Wissenden mußten unbedingt jede Mordtat, die ihnen kund wurde, melden und sühnen. Gegen Fremde waren sie zu strengem Stillschweigen verpflichtet [93]). Sie tagten tagsüber im Freien, oft aber auch geheim; als einzige Strafe verhängten sie, wie schon erwähnt, den Tod durch den Strang. Doch mögen in Ausnahmefällen auch andere Todesarten gewählt worden sein. Zuweilen wurde der Angeklagte zuvor einem peinlichen Verhör unterzogen und an seine Wohnungstür vor der Verurteilung scharf geschlagen (so hört man bei der Verurteilung des alten Dieners von Neugleichen einen Schlag an das Burgtor: „Hei, welch' ein Schlag! Am Tore von Neugleichen" W. XX 360/371). Im 14. und 15. Jahrhundert stand die Feme „die fest nach alter Satzung richtete", auf dem Höhepunkt ihres Ansehens. Denn das Volk haßte das neue, ausländische römische Recht, das an Stelle schneller Entscheidungen endlose Prozesse ermöglichte. Zum Zeichen, daß einer von der Feme gerichtet oder getötet worden war, stießen die Femerichter neben dem Verurteilten ein Messer in den Baum. Dieser Rechtsbrauch mag wohl schon in den Köpfen der beiden Bösewichter Gangolpf und Norbert spuken, wenn Gangolpf rät, den Überfall auf Neugleichen zu unterlassen, sonst „möchten die heimlichen Richter mit ihren Messern unsere Herzen kitzeln" [94]). Und als die Femerichter den verwundeten Plesse finden, sagt der zweite Femerichter: „Gedenk, daß er verklagt, verdammt schon war um einen Mordanschlag, ihn hat der unseren einer hier gerichtet. Bedenk, daß Hartmann einst der heiligen Feme verbunden war, der Freigraf muß entscheiden". Erster Femerichter: „Hier fehlt das Zeichen, daß der unseren einer in seines Amtes Pflicht ihn

91) Vgl. Bochardt-Wustmann 253.
92) W V 196.
93) W V 92.
94) W XX 141.

hat erschossen, weil er ihm nicht anders beizukommen wußte“ [95]). So hatte die Feme zunächst vielfach einen guten Einfluß auf die Volksmoral und die ordentliche Rechtspflege [96]). Später freilich setzte der Verfall ein, und auch bei der Feme nahmen Mißstände immer mehr überhand. In dem Bericht von der Ermordung des Hans von Hutten [97]), den uns Arnim in den „Kronenwächtern“ gibt, tritt der Verfall schon klar zutage. Graf Ulrich von Württemberg wollte sich für die Standhaftigkeit von Hans von Huttens Frau seinen Gelüsten gegenüber an dem Ehemann rächen; er forderte ihn zum Zweikampf im Beblinger Wald auf, aber noch bevor Hutten sein Schwert ziehen konnte, wurde er dabei hinterlistig von Ulrich erstochen. Um seine Schandtat zu vertuschen, knüpfte er Hutten mit seinem Gürtel an eine Eiche und machte das Zeichen des heimligen Gerichtes zum Schutze über seinen heillosen Frevel.

In den „Appelmännern“ lernen wir den Scharfrichter, „Meister Hämmerling“ kennen. Die Person des Scharfrichters hat von jeher im Volke im Rufe des Besonderen und Unheimlichen gestanden. Scharfrichter gelten als unehrliche Leute, und sogar, was sie anfassen, wird unehrlich [98]). Auch durch ihre Kleidung sind sie abgesondert. Meist ist es ein auffälliges rotes Kleid (W III 363). Wenn der Scharfrichter zur Enthauptung in einen anderen Ort fährt, so nennt er das „zu Gast gebeten sein“. Vierhundertneunundneunzig Personen hat Meister Hämmerling in Arnims farcenhaften Puppenspiel schon hingerichtet und durch den Fünfhundertsten wird er wieder ehrlich, „allen anderen Menschen gleich“. Auch der Bürgermeister, dessen Sohn der Scharfrichter als Fünfhundertsten enthauptet, erinnert sich des alten Rechtsbrauches: „Fünfhundert machen ehrlich, jetzt fällt mir ein, daß ich es schon gelesen habe“. Für die ganze volkstümliche Vorstellung vom Scharfrichter ist die Frage des Bürgermeisters an Meister Hämmerling und dessen zynische Antwort bezeichnend. Appelmann: „Ist Euch nicht bange vor dem letzten Mal, wo Ihr die harte Arbeit tut, es könnte Euch mißlingen, Ihr

---

95) W XX 296.

96) Eine Art Feme hat sich in der Volksjustiz im Bauernhaberfeldtreiben noch bis in die Gegenwart gehalten. Vgl. Sartori Bd. II, 180.

97) Es ist derselbe Mordfall, der für Ulrich von Huttens ersten lateinischen Dialog Anregung und Gedankengrundlage bot.

98) Als Apollonia den Scharfrichter das Richtschwert an ihrem Messer abziehen sieht, ruft sie entsetzt aus: „Herr Jesus, der Schinder hat mein Messer in der Hand, da wird's unehrlich“ (W VI 162).

könntet dieses Mal nicht treffen?" In derber Art und mit einem grausigen Humor antwortet der Scharfrichter: „Nein, Herr, davon hab' ich noch nichts gespürt, nein, seht, ein jeder Mensch, der mir wird übergeben zu dem scharfen Werke, den seh' ich an wie meinen Sohn, ich wende meinen größten Fleiß darauf, daß ich sein Leiden nicht verlängre, ich habe nie gefehlt, ich bin mit ganzer Seele bei der Arbeit." Drastischer kann die Gefühlskälte eines Scharfrichters, wie man ihn sich vorstellt, kaum ausgedrückt sein, als wenn der Scharfrichter den Verurteilten „liebevoll" wie seinen eigenen Sohn betrachtet. Das Bild wird noch abgerundet durch die Worte des Verurteilten Vivigenius, der den Scharfrichter mit den Kriegsknechten vergleicht, die um Christi Kleider würfelten. Das Amt des Scharfrichters wird Hochamt genannt und ist erblich in der Familie [99]). Dem zum Tode Verurteilten wird ein letzter Wunsch gewährt und der Stab über ihn gebrochen (W V 196, Wh Bd. I 64). Die Hingerichteten dürfen nicht auf dem Friedhof beerdigt werden [100]).

Die Gesetze werden im allgemeinen mit der steigenden Zivilisation milder. Früher wurden Dirnen öffentlich auf dem Marktplatz gestäupt, eine Strafe, mit der gerade Arnims unschuldige „Isabella" bedroht wird (W I 116), und selbst in Goethes „Mitschuldigen" muß der Dieb noch auf Todesstrafe gefaßt sein. Arnim kennt im Sinne älterer Rechtsanschauung die harte Bestrafung des Diebstahls auch und begründet sie in der Novelle „Isabella von Egypten" charakteristisch mit den Worten: „Die Genter Bürger verziehen wegen ihres Reichtums keinen Diebstahl" [101]); als man die Gefährten von Isabellas Vater bei einem Diebstahl ertappt, werden sie verhaftet und als Diebe zum Strange verurteilt. Einen guten Einblick, vor allem in das ländliche Rechtsleben, bekommen wir in dem Roman „Die Gräfin Dolores" [102]). Es ist möglich, daß die Darstellung der Verhältnisse aus Arnims eigener Gerichtspraxis entnommen sind; denn der Dichter war ja als Gutsherr nach älterem preußischem Recht auch Gerichtsherr von Wiepersdorf. Sogar der Name „alte Petschen" stammt möglicherweise, wie Schulze anführt [103]), aus der Wiepersdorfer Praxis. Arnims Schilderung der dörflichen Rechtspflege enthält viele ausgezeichnete Beobachtungen. Wir sehen die Parteien schon vor Beginn der Verhandlung auf dem Hofe stehen, und sich bis

---

99) W VI 158.
100) W VI 200. Vgl. Sartori Bd. I 154.
101) W I 8.
102) W VII, Kap. 18.
103) S. 53.

kurz vor der Vernehmung noch heftig beschimpfen. Der Gerichtsdiener, auf den auch ein Strahl von Würde gefallen ist, geht gewichtig umher und teilt allen seine „juristische Weisheit" mit. Aus erzieherischen Absichten wird der Gefängnisturm geöffnet, sogar die alten Marterwerkzeuge: „spanischer Mantel, hölzerne Fiedel und Halseisen", werden herbeigeschafft. Allerdings werden sie jetzt nicht mehr gebraucht und nur „zum Schauder aller ausgestellt". In den im Reformationszeitalter spielenden „Kronenwächtern" werden diese Marterwerkzeuge noch aktiv benutzt. So hören wir von demselben Herzog Ulrich, der als Freigraf die Feme mißbrauchte, daß er einige seiner Räte aus nichtigem Vorwande foltern ließ und im Kohlenfeuer fast gebraten hatte [104]). Im Verlauf der Gerichtsverhandlung in der „Dolores" werden wir mit dem bäuerlichen Rechtsverhältnis des „Ausgedinges" bekannt. Die Eltern übergeben, wenn sie mit der Arbeit nicht mehr so recht fertig werden, einem ihrer verheirateten Kinder den Besitz. Dafür „bedingen sie sich ein Drittel der Gartenfrüchte aus, einen Sitz auf der Ofenbank und andere Vorteile". Wenn die neue Eigentümerfamilie immer stärker wird und der Besitz recht klein ist, dann ist es verständlich, daß es leicht zu Reibereien kommt, namentlich zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter. Die Alten bestehen fest auf ihrem Recht und so kommt es vor, daß sogar der Tod der Eltern in volksmäßig offener Art laut gewünscht wird. Einen aus solchen Verhältnissen entstandenen Streitfall, der in seiner Art manchen interessanten Zug enthält, hatte Graf Karl auch bei dem gegenwärtigen Gerichtstag zu entscheiden. Als die jungen Leute eines Sonntags noch im Bett waren, hatte sich die Alte aufgemacht, um ihr Drittel an Birnen im reichsten Maße abzuschütteln. Die junge Frau merkte die Abwesenheit der Alten, als sie auf eine Aufforderung zur Wartung eines schreienden Kindes keine „böse Antwort erhält". Die Eltern helfen den jungen Leuten, wie Arnim berichtet, noch „mit allem Fleiße in der Wirtschaft" [105]), was aber wohl manchmal auch noch zu Streitigkeiten führt. Kurzum, die Schwiegertochter merkte sofort den Grund des Stillschweigens; „das gab ein Schimpfreden, aber die Alte war so erbittert auf die Birnen, daß sie gar nicht vom Baum herunterzubringen war, bis die Schwiegertochter sie wie eine Katze oder wie ein Eichhorn

---

104) W III 266.

105) Es ist wohl hauptsächlich an die genannte Kleinkinder-Wartung und leichte Gartenarbeit gedacht.

herunterschüttelte und sie am Boden wie ein genäschiges Kind abstrafte". Interessant ist, wie nach Arnims Darstellung das Volk über die Bestechlichkeit des Gerichtes denkt. Die Alte läßt vor dem Gerichtstage durch die Kammerjungfer Birnen zum Geschenk an die Gräfin übermitteln, um damit in der gräflichen Gunst die jungen Leute zu verdrängen und ihre alten vollen Rechte wieder zu bekommen. Arnim setzt dazu die treffende Bemerkung: „Auf dem Lande erscheint eine Kammerjungfer wie eine Oberhofmeisterin an großen Höfen." Graf Karl, der Gerichtsherr, trifft die Entscheidung jedoch unabhängig und verurteilt beide Teile. In dem Grafen spüren wir deutlich Arnims eigenes charaktervolles Wesen; denn beide hassen die damaligen Gerichtsmethoden mit ihren Willkürlichkeiten. Wie Jahn und Stein verurteilte der Dichter die Gerichtsbarkeit des Adels, die ihm als „Musterbeispiel unvolkstümlicher bürokratischer Regierung vorkommt" [106]). Graf Karl wünscht sich eine Rechtsprechung nach alter deutscher Art. Die Rechtsprechung müsse frei von jeglicher Bevorrechtung des Adels und seiner nicht selten willkürlichen Justiz werden, und wo die Richter nicht genügen, da müssen geeignete Schöffen dazu gewählt werden. Nur dann werde eine wirklich volkhafte Rechtsprechung entstehen, „die alles Fremde, alle unnütze Weitläufigkeit und drückenden Kosten aufhöbe". Arnim mag die hohle Formularwirtschaft aus eigener unangenehmer Praxis [107]) gekannt habe, daß er den Grafen Karl so scharfe Worte finden läßt: „Ich schwöre dir, daß mich oft, wenn ich für einige elende Zeilen, die eine überflüssige Formalität enthielten, ein paar Taler zahlen mußte, eine Wut packte, das Tintenfaß dem Justizkommissar in die Zähne zu schlagen, oder daß ich jeden Augenblick wartete, ob nicht ein Himmelstrahl ihn und sein ganzes Aktengeschmiere aufbrennen würde." In seinem starken Gerechtigkeitsempfinden hat Arnim in diesem Punkte ganz mit dem Volke empfunden; denn er wußte, daß es im prozessualen Rechtsweg oft für nichts sein sauer verdientes Geld hergeben mußte. Dazu kommt noch, wie Graf Karl richtig bemerkt, daß dem Volke die Rechtsprechung nach römischem Recht stets fremd blieb; die fremden unverständlichen Ausdrücke, die Schriftlichkeit und Heimlichkeit der Verhandlung ließen dem Volke die Rechtsprechung „wie eine Art Magie" erscheinen, wie ein Zauberspiel, wo der Zufall entscheidet und wogegen man sich listig verkriechen

---

106) Vgl. Schulze 32.
107) Schulze 32 (vgl. Brief an Savigny 1814).

muß. In ähnlicher Weise nimmt Arnim in dem Aufsatz über die Volkslieder [108]) gegen die fremdartige Rechtspflege Stellung: „Das Volk kam dahin, die Gesetze wie Sturmwind oder irgendeine andere unmenschliche Gewalt zu betrachten, wogegen Waffnen oder Verkriechen, oder Verzweifeln diente [109]). Arnim suchte manches in seinen Kreisen zu bessern, wie sein ganzes Wissen um das Volk nicht Theorie war, sondern die nationale Erziehung im echten Sinne im Brennpunkt seines Schaffens stand [110]).

Einen heiteren Fall von einfacher Volksjustiz erzählt uns Arnim im gleichen Kapitel der „Gräfin Dolores": Ein Mädchen hatte den Antrag eines Schneiders ausgeschlagen, der dann aus Rache das Mädchen verleumdete. Die Eltern des Mädchens hören bei einem Kindtaufschmause davon, nehmen eine schmutzige Stiefelbürste und eilen zum Schneider, dem sie seinen „unreinen Mund" mit der Stiefelbürste einmal gründlich putzen. Das Volk pflegt in einfacher Rechtsauffassung Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Sonst werden moralische Verfehlungen auf dem Lande im allgemeinen nicht zu streng verurteilt, und interessant ist die rechtliche Stellung der mit dem Gutsherren gezeugten unehelichen Kinder, von denen uns Arnim zweimal berichtet [111]). In der „Dolores" heißt es: „Die tolle Ilse war wirklich in den Grafen wie gemeiniglich alle Dorfmädchen in den schönen Gutsherrn verliebt." Und dann fährt der Dichter fort: „. . . Selbst die allgemeine Meinung gibt einer solchen Verbindung eher etwas Ehrenvolles, und die Kinder, die aus diesen Verbindungen hervorgehen, werden mit einem Stolze wie junge Halbgötter angesehen, mehr als eheliche geschmückt und begünstigt. Es ist ihnen ein geheimer Stolz, wenn Sonntag morgens die Knechte zu ihnen kommen und an den Kasten treten, wo sie den Sonntagsstaat herausnehmen, mit manchem bunten Bande zu prunken, das sie wohl auch an die Mütze stecken könnten, solch' ein Band ist oft mit dem Teuersten bezahlt, und wüßten sich nur die neidischen Mitmägde recht verständlich zu machen, sie bezahlten gern ebenso teuer." Und aus einer Briefstelle an Goethe erfahren wir: „Bunte seidene Bänder an den Sonntagsmützen verraten sie, sehr artig nennen sie uneheliche Kinder Feierabendkinder." Mit den letzten Betrachtungen sind wir

---

108) XIII. 441 f.
109) W XIII. 454.
110) Vgl. Schönemann 188 f. und Schulze 34 f.
111) W VII Kap. 17, Goethe und die Romantik Bd. I 103.

bereits mit dem Familienleben und den in diesem Kreis herrschenden Gebräuchen in Berührung gekommen, mit denen wir uns, wie mit den allgemeinen, nicht ständisch bedingten Bräuchen, im nächsten Abschnitt beschäftigen wollen.

Familienbräuche, allgemeine Bräuche, Volksfeste.

Welch große Bedeutung Ehe und Familie in Arnims Anschauungen und Leben einnehmen, das hat Schulze in seiner Untersuchung über die „Dolores" mehrfach nachgewiesen. Die Worte Jahns [112]), daß Volkskraft und Vaterlandsliebe ihre Grundlagen in der Familie haben, entsprechen Arnims tiefster Überzeugung, wie er es selbst in schlichten gebetartigen Versen ausgesprochen hat. Er betet zunächst um einen steten, heiteren, frohen Mut, und dann heißt es:

„Gib Kinder mir, die aller Mühe wert,
Verscheuch' die Feinde vom trauten Herd",

und am Ende dieses schlicht frommen Anrufs der göttlichen Vorsehung wünscht er sich für seine letzte Ruhestätte noch einen Hügel Sand, „den Sand im lieben Vaterland" [113]). Das sind so recht Worte des ebenso familientraditionsbewußten wie bodenständigen Märkers.

Die wichtigste Familienfeier ist wohl die Hochzeit, denn sie ist der Gründungstag der neuen Familie. Um dieses wichtige Ereignis rankt sich natürlich ein verzweigtes vielfältiges Brauchtum. In demselben Kapitel der „Kronenwächter", aus dem die eben zitierten Verse genommen sind, überliefert uns Arnim eine Menge alter, schöner Hochzeitsbräuche. Es ist überschrieben „Der Mahlschatz", das ein altes Wort für Brautschatz, Aussteuer ist oder auch Morgengabe von seiten des Mannes bedeuten kann [114]). Hier in Arnims Erzählung geht beides ineinander über, denn die verschiedenen Gegenstände, die am Hochzeitstage überreicht werden, gehören zum alten Familienschatz Bertholds. Die Pflegemutter, Frau Hildegard, übergibt und erklärt Bertholds Verlobten, Anna, den alten Familien-Brautschatz [115]). Da ist zunächst ein Kranz mit drei Eicheln auf einem Stiel, den die Braut zum Zeichen ihrer Unschuld am Hochzeitstage dem Bräutigam überreicht. Ein Kranz, als Symbol der Jungfräulichkeit, meist jedoch von der

112) Schulze 17.
113) W III 277.
114) Vgl. W XVIII 21: Otto weiß keinen Spruch, wie sich's beim Mahlschatz ziemt.
115) W III 275.

Braut als Schmuck getragen, ist ein verbreiteter Brauch [116]); so wird z. B. das „Jungfrauenkränzchen" auch in der Novelle von den „Drei liebreichen Schwestern und dem glücklichen Färber" [117]) erwähnt. Als Anerkennung ihrer Unschuld schenkt der Bräutigam der Braut Schmuckstücke, in Bertholds Mahlschatz ist es eine goldene Kette mit Rubinen. Diese Sitte, zur Bekräftigung des Eheabkommens Geschenke zu machen, ist uralt und schon von Tacitus für die Germanen bezeugt [118]). Man hat in solchen Geschenken Reste eines alten Brautkaufes sehen wollen; Sartori (Bd. I, 57) glaubt aber, daß dadurch mehr das enge Verhältnis zwischen den nunmehr ehelich Verbundenen zur Geltung kommen soll, ähnlich wie bei den Gastgeschenken. Dann ist im Mahlschatz ein silbernes Armgeschmeide vorhanden, das sich Berthold und Anna gegenseitig anlegen sollen zum Zeichen, daß ihre Hände nicht mehr frei sind. Dasselbe Zeichen der Verbundenheit ist sonst der Ring, den aber Bertholds Braut, wie es wohl auch zuweilen üblich ist, bereits an ihrem Verlobungstage bekommen hat [119]). Die Braut empfängt weiterhin den „Schaugroschen" als Mietsgeld, ein Zeichen für die Dienste, die sie dem Manne in der Wirtschaft leistet. Die Übergabe von Geld an die Braut am Hochzeitstage ist in verschiedenen Formen verbreitet [120]). In der Hochzeitsnacht soll Anna ihrem Bräutigam das Hemd, in das sie vorher seinen Namen gezeichnet hat, übergeben [121]). Dieses Geschenk ist wohl als Unterpfand der Liebe gedacht, etwa als symbolische Hingabe des Leibes. Es kann hier aber auch die Gedankenwelt des Liebeszaubers mit hineinkommen, in der das Hemd stets eine Rolle spielt [122]). Für das Hemd schenkt Berthold dann am Morgen (Morgengabe) der Braut als Zeichen ihrer hausfraulichen Würde einen aus Silber geflochtenen Gürtel, an dem eine Geldtasche und ein Küchenmesser hängen. Der Polterabend wird in „Halle und Jerusalem" [123]) erwähnt: „Heut ist Polterabend, wie die Scherben klingen"; und in den „Kronenwächtern" erzählt uns Arnim noch die auffällige Sitte, daß gerade die ärmere Be-

116) Vgl. Sartori Bd. I 80. Aus Schlesien ist mir die Sitte bekannt, daß nicht mehr jungfräuliche Bräute den Kranz nicht geschlossen tragen dürfen.

117) W I 311.

118) Germania Kap. 18, Sartori 55/56. (Bei den Germanen handelte es sich hierbei allerdings nicht um Schmuckgegenstände.)

119) W III 225; W VII 2. Kap.

120) Vgl. Wuttke 562 f., Sartori I 82.

121) Wuttke 560, Sartori I 56.

122) Wuttke 548, HddA Bd. V 1279 ff.

123) W XVI 136.

völkerung „alles Gerät aussondert und alle Töpfe zerschmissen werden, um ein neues Leben anzufangen“ [124]). Der eigentliche Grund des Polterabends liegt in mythologischen Vorstellungen vom Austreiben und Abwehren böser Geister begründet, und aus dem Brauchtum mancher Gegenden ergibt sich, daß auch alte symbolische Vorstellungen bei dem Polterabend mitsprechen können, bei gefallenen Mädchen wird „nichts zerbrochen“, sondern ein Korb voll Asche vor die Tür geschüttet [125]). Der Wechsel des Standes, die Zeit der Hochzeit, gehört zu den gefährlichen Übergangszeiten, in denen die Dämonen leicht Einfluß auf den Menschen bekommen können oder doch danach streben [126]). Die bösen Geister muß man mit Lärm abwehren oder man versucht, sie durch verkleidete Personen zu täuschen [127]). So hören wir bei Bertholds Hochzeit, daß scherzende Masken auftreten, die allerlei Späße und Schauspiele veranstalten [128]). Schließlich schimmert der Glaube an das Eindringen feindlicher Mächte noch in der verbreiteten Redensart, die wir von Annas Mutter hören, hindurch: „Bei Verlobungen und Hochzeiten kommen immer überlästige Gäste“ (W III 231). Zur Verlobung von Anna und Berthold legt die Mutter die Hände der beiden zusammen. Dieses Händereichen ist ein uralter germanischer Brauch, um Ehe, Verlobung oder überhaupt Verträge zu bekräftigen [129]). Auch öffnete — hören wir dabei — die Mutter das Fenster, „daß der Himmel ihren Segen über beide höre, wenn sie einander lieb und getreu blieben, und ihren Fluch über den, der den andern böslich verlasse“. In dem Fensteröffnen liegt ebenfalls eine alte mythologische Vorstellung zugrunde, daß man mit der „anderen Welt, unter freiem Himmel besser in Verbindung treten könne oder doch zum mindesten das Fenster öffnen müsse [130]). Wir werden auf diese Vorstellung in einem späteren Kapitel noch zurückkommen.

Eine alte Volksweisheit liegt in den Worten Luthers, der Bertholds und Annas Ehe einsegnet [131]):

---

124) W III 302.
125) Dieser Brauch ist mir aus Schlesien bekannt; deswegen sind die Angehörigen der Braut stets darauf bedacht, daß es tüchtig „scherbelt“.
126) Adolf Bach sieht den letzten Grund dieser Vorstellungen in der Furcht des einfachen Menschen vor allem Neuen begründet.
127) Sartori 84, Bd. I.
128) W III 377/380.
129) Vgl. W XVIII 3.
130) Vgl. Wuttke 755.
131) W III 248.

„Frühes Aufstehen und Freien
Soll niemand gereuen."

Dieser gesunde Gedanke ist dem Volke immer lebendig. Wir finden ihn auch in der „Päpstin Johanna" in dem Liede zur Hochzeit des Raphael mit einer Bauerntochter trefflich zum Ausdruck gebracht [132]):

„Jung gefreit,
Hat niemand gereut.
Lustig, heissa Hochzeit,
Hätt 's der Vater nicht getan,
Könnten wir den Sohn nicht führen
Auf derselben Ehrenbahn.
Hat der Priester die Gebühren,
Sitzen wir beim alten Wein
Alle zusammen,
Braut und Bräutigam bleibt allein,
Lustig, heißa Hochzeit."

Dieses Liedchen, das uns auch einiges von den Hochzeitsfreuden erzählt, deutet den Brauch an, daß die Hochzeitgäste das Brautpaar zu der Brautkammer führen, während sie allein noch weiterfeiern.

Bei der Hochzeit des Markgrafen Karl Philipp lernen wir in dem gleichnamigen Drama die Art der bei solcher Gelegenheit verbreiteten Heischeverslein kennen, die meist von Kindern gesungen werden [133]).

„Blumen hat sie uns gegeben
Aus dem frischen Hochzeitskranz.
Sag, wie lange wird sie leben,
Zählt der Blumen Blätterkranz.
Ach, unzählig sind die Blätter,
Und die Gräfin stirbt wohl nie,
Heut ist schönes Hochzeitswetter,
Und die Hochzeit ist so früh."

In diese Worte spielt der Brauch, Blütenblätter als Lebensjahre zu deuten, mit hinein. Wie bei anderen Heischegängen haben die Kinder auch entsprechende Verslein bereit [134]), wenn sie nichts bekommen:

---

132) W XIX 48.
133) W XX 75 und Sartori I 73/83.
134) Vgl. dazu den schlesischen Spottruf der abziehenden Kinderschar: „Hühnermist, Taubenmist, in dem Hause kriegt man nischt."

„Hat der Herr uns nichts gegeben,
Keine Früchte süß und voll,
Daß wir sehen, ob sein Leben
Gleich der ihren dauern soll.

Nein, er hat uns nichts verehret,
Kennt nicht unsres Landes Sitte,
Ach, sein Glück nicht lange währet,
Er verstand nicht unsere Bitte."

Als sie aber dann Geld bekommen, rufen sie alle aus:

„Unser neuer Herr soll leben
Länger als der alte Herr."

Mit der Sitte, das Strumpfband der Braut zu zerreißen und an die Festteilnehmer zu verteilen, werden wir gewissermaßen als Abschluß der Hochzeit von Berthold und Anna bekanntgemacht. Anna wollte, heißt es in dem Roman, am anderen Morgen „nicht eher aufstehen, bis er ihr selbst die neuen goldenen Strumpfbänder gereicht hätte, nachdem ihre silbernen Strumpfbänder beim letzten Tanze feierlich zerrissen und jedem Gast ein Stückchen davon geschenkt worden war" [135]). Das Strumpfbandzerreißen ist von der Braut ausgesehen ein Trennungsbrauch [136]); für die ledigen Mädchen knüpft sich daran der Sympathieglaube, daß ihnen ein Stückchen Band eine baldige Heirat bringt [137]), etwa so, wie es Arnim in der „Dolores" von einem alten Hochzeitsbrauch sagt, „der hundert Künftige bei einer wirklichen verspricht".

Zu einer rechten Hochzeit gehört auch ein tüchtiger Festschmaus [138]). Sehr lebendig weiß uns Arnim die Zubereitung der Speisen und Leckerbissen zu Berthols Hochzeit zu schildern [139]). Die Weiber laufen von den Brunnen weg, nur um das ganz wunderbare Backwerk, die Türme und Gebirge von Teig und Früchten zu bestaunen. „Wie die Brautmutter mit dem Teige umzugehen weiß, das geht nicht mit rechten Dingen zu: das läuft ihr unter den Händen auf, da bleibt nichts sitzen." Die Braut beaufsichtigt die Zubereitung der Braten, die Suppen und das gekochte Fleisch werden von der Schwiegermutter hergerichtet, und die Fische werden von einem Freunde des Hauses nach niederländischer Art gekocht,

---

135) W III 366.
136) Sartori Bd. I 49.
137) Sartori Bd. I 103.
138) Vgl. Sartori Bd. I 91.
139) W III 351.

...bei aus Wasser und Salz und bereitete aus tausenderlei Zeugs die Tunken". Hier bei dem Hochzeitschmaus in den „Kronenwächtern" wird ein besonders schmackhafter Bereich der niederländischen Küche angedeutet. In welchem Küchenfach die andern deutschen Stämme besonders auf der Höhe sind, erfahren wir sehr nett in der Erzählung vom „Pfalzgrafen"[361], der sich nur von „Spezialisten" kochen läßt. Da ist als erste die „bayerische Dampfnudelköchin", ferner die „schwäbische Köchin mit langen Doppelzöpfen", die sich müht, die Suppen noch so gut wie zu der Staufer Zeit herzurichten, und „eine gewaltige Frau mit dicken Röcken aus den Hansestädten" versteht sich besonders auf See- und Flußfische, kann aber daneben ebenso trefflich Kinderbraten „reinlich schmackhaft durchblasern". Auch sonst weiß Arnim wohl Bescheid mit den Delikatessen der deutschen Küche: die Kiebitze schreien, „weil ihnen die Leute die sonnenfleckigen Eier nehmen"[362]; in den „Gleichen"[363] und ebenso in der Einleitung des Kapitels von Berthold Hochzeit in den „Kronenwächtern" erzählen die Stadtfrauen, wie man abends beim Laternenlicht am Wasser Krebse fangen kann. Aber nicht nur die Hochzeitgäste dürfen all' die köstlichen Dinge genießen, nach der allgemeinen Sitte[364] werden „große Schüsseln" zu den Angehörigen der Gäste getragen und auch somst wird viel verteilt[365]. Als rechte Festtagswürze ist beim Mahle und vor allen Dingen zum Tanz Musik nötig. Stadtpfeifer Fiedler und Meistersinger haben sich bei Bertholds Hochzeit eingefunden. Spaßmacher dürfen bei solcher Gelegenheit nicht fehlen[366]. Die schwäbischen Musikanten hänseln den bayerischen Sänger Grünewald mit dem Liede „Unser Herrgott ist auch kein Bayer", und der nicht faul antwortet wieder mit der „Schwabenbeichte"[367]. Aus diesen Neckereien entstehen oft richtige Streitigkeiten, so wird hier der bayerische Sänger von den Stadtpfeifern mit einem „Gott gelete Euch" zur Tür hinausgeworfen[368]. Namentlich auf dem Lande kommt es oft zu ernstlichen Tätlichkeiten. So erzählt Arnim mit einer feinen volkskundlichen Beobachtung, daß die Städtleute am Oberdorf solche Festschmause zuweilen als Frohnarbeit betrachten, während man auf dem Lande die Feste

361) W. IX. 22.
362) W. III. 366.
363) W. IX. 355.
364) Bertuch I. 97.
365) W. III. 352, 354.
366) Bertuch Bd. I. 95.
367) W. III. 355.
368) W. III. 356.

natürlicher gestalten; allerdings sei die Landbevölkerung dann meist sehr ausgelassen, und „so war es im Lande der Ditmarsen gewöhnlich, das Leichenhemd zu den Hochzeiten mitzunehmen, weil keine ohne Kampf und Mordtat endete“ [148]).

Von den Tänzen wird bei Bertholds Hochzeit der „Reihentanz“ als Abschlußtanz erwähnt, den wir in der „Gräfin Dolores“ wohl unter dem Namen „Kranztanz“ [149]) näher beschrieben wiederfinden. Die Braut muß mit allen männlichen Gästen in der Runde tanzen und der Bräutigam mit allen Frauen. Wenn dann das Brautpaar wieder zusammenkommt, zieht es sich zurück oder die Gäste führen, wie es bei Bertholds und Annas Hochzeit geschieht, das Brautpaar in feierlichem Zuge von der Feierstätte zu der mit Ehrenpforten geschmückten Wohnung [150]).

Vielfach ist auch der Taufschmaus ein kleines Fest [151]). Beim Taufschmaus von Bertholds und Annas erstem Kinde hören wir dabei von dem „Kehraustanz“:

„Als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam“ [152]).

Die Geburts- und Namenstagfeiern sind ebenfalls beliebte kleine Familienfeste. Am Geburtstagsmorgen bekommt das Geburtstagskind einen Kuchen, der mit soviel Kerzen umstellt ist, wie es Lebensjahre zählt, in der Mitte steht oft ein großes, schönes Lebenslicht [153]). Bei Bertholds Geburtstag im zweiten Teile der „Kronenwärter“ steht ein ganzer Wald von brennenden bunten Lichtern, die ihm schier die Augen blenden, um den Geburtstagskuchen [154]). In katholischen Gegenden wird auch der Namenstag gefeiert, d. h. der Tag des Heiligen wird gefeiert, dessen Namen man trägt. Entsprechend diesem Brauch wird Berthold zum Namenstage von Apollonia eingeladen, wo es Mandelkuchen mit „krispelkruser“ Oberfläche gab (W III 67).

Viele Bräuche, die z. T. mit der Familie in Berührung stehen, knüpfen sich an den Ablauf des Jahres. In der Neujahrsnacht wird Zinn gegossen, um die Zukunft zu deuten [155]),

---

148) WIII 355; vgl. W I 105.
149) Dolores II Kap. 15; vgl. Sartori Bd. I 106 f.
150) W III 350.
151) Sartori Bd. I 38.
152) W III 496. Arnim verlegt den erst im 18. Jahrh bekanntgewordenen Tanz ins 16. Jahrhundert.
153) Vgl. Sartori Bd. I 46
154) W III 144.
155) W III 20.

ein Brauch, der wohl in ganz Deutschland üblich ist. Der Türmer bläst das neue Jahr an [156]), ebenfalls eine noch heute weitverbreitete Sitte, gelegentlich geschieht jedoch das Turmblasen bereits in der Weihnachtsnacht. Das sogenannte „große Neujahr" wird mit den Dreikönigsliedern gefeiert, wobei wohl auch als Könige verkleidete Knaben umherziehen. Das „Wunderhorn" gibt uns eine Probe von der Art dieser Lieder [157]):

„Gott, so wollen wir loben und ehren,
Die heiligen Drei Könige mit ihrem Stern,
Sie reiten daher in aller Eil'
in dreißig Tagen vierhundert Meil . . ." usw.

Meist sind die Lieder scherzhaft gehalten und gehen zum Schluß in einen Heischegesang über. Die verkleideten heiligen Dreikönige sind sozusagen die ersten Masken, die uns im neuen Jahre begegnen. Die „Fastnachtszeit" mit ihren mannigfachen Bräuchen setzt schon mit dem Dreikönigstag ein [158]). Im Wh. beginnt ein Fastnachtsgedicht:

„Die Fastnacht bringt uns Freuden zwar
Vielmehr denn sonst ein ganzes halbes Jahr" [159]).

Die Fastnacht selbst, die Nacht zum Aschermittwoch, ist natürlich der Höhepunkt alles tollen Treibens. Die lustige „Pfalzgrafengeschichte" [160]) läßt Arnim bezeichnenderweise in der Fastnacht beginnen. Wir sehen, wie der Hofbarbier und Astrolog Sebastian einen Kürbis zum Mummenschanz ausgehölt hat und sich dann unter die lustigen Masken mischt. Lärm und Peitschenschläge sind an der Tagesordnung, Sebastian bekommt ein Dutzend auf seinen zerrissenen Pelz, und ein Fremder, der sich in der Stadt nicht zurechtfindet, wird von den närrischen Masken immer wieder nach dem „Narrenhäuschen" gewiesen. Die Masken mit ihrem Peitschenknallen und sonstigen Unfug haben ihren Ursprung nicht nur in der momentanen Ausgelassenheit, sondern im Hintergrunde steht die Vorstellung, daß feindliche Dämonen vertrieben werden müssen; denn die Faschingszeit ist als eine Übergangszeit vom Winter zum Frühling erhöht gefährlich.

156) W III 19.
157) Wh Bd. II 531.
158) Sartori Bd. III 91 f.
159) Wh Bd. I 115.
160) W IX 1 f.

Schon beim Dreikönigsgang und in der Faschingszeit sind zuweilen Heischegänge üblich, wie wir sie dann ausgesprochen beim Winteraustreiben und Sommereinsingen vorfinden. Ein hübsches Beispiel dafür bietet das Sommerlied im Wh., das aus der holsteinischen Gegend stammt. Dort ziehen die Kinder von Haus zu Haus, in einem Korb wird ein toter Fuchs vorangetragen, die Kinder singen dazu:

„Hans Voß [161]) heißt er,
Schelmenstück weiß er" usw.

Die nächsten Strophen sind der eigentliche Heischegesang:

„Droben in der Hausfirst
Hängen die langen Mettwürst,
Gebt uns von den langen,
Laßt die kurzen hangen!"
Sind sie etwas kleine,
Gebt uns zwei für eine" . . . [162]).

Das Hinaustragen des toten Fuchses ist eine Art symbolischen Todaustragens. In den „Kronenwächtern" hat Arnim ein ganzes Kapitel, „das Todaustreiben" [163]) genannt. In der alten Stadt Waiblingen ist für die Kinder das Zeichen, daß der Frühling gekommen ist, wenn der erste Storch über die Stadt zieht. Der Türmer gibt ein Signal, und alle Kinder kommen lärmend auf die Straße gelaufen. Jedes bringt Stroh und Lumpen, und eine riesige Strohpuppe wird von den größeren Kindern verfertigt, die kleineren Kinder sammeln inzwischen mit Tellern ihren Lohn für die Vertreibung des Winters. Und dann wird von allen mit Gesang die Strohpuppe mit einem Seil aus der Stadt gezogen:

„Nun treiben wir den Winter aus,
Den Tod aus unsrer Stadt hinaus."

Als willkommene Ergänzung dazu finden wir im Wh. das vollständige Lied vom Todaustreiben [164]), dem Goethe das Urteil „gar lustig wohl gefühlt und zweckmäßig" zubilligt:

1. „So treiben wir den Winter aus,
Durch unsre Stadt zum Tor hinaus,
Mit sein' Betrug und Listen,
Den rechten Antichristen.

---

161) Niederdeutsch für Fuchs.
162) Wh Bd. II 541, Bode 240.
163) W III 444 f.; vgl. Sartori Bd. III 130; Grimm Mythologie II 726.
164) Wh Bd. I 195.

2. Wir stürzen ihn von Berg und Tal,
Damit er sich zu Tode fall',
Und uns nicht mehr betrüge
Durch seine späten Züge.

3. Und nun der Tod das Feld geräumt,
So weit und breit der Sommer träumt,
Er träumet in dem Maien
Von Blümlein mancherleien.

4. Die Blume sproßt aus göttlich Wort
Und deutet auf viel schönern Ort,
Wer ist's, der das gelehret?
Gott ist's, der hat's bescheret."

Die Kinder schaffen den winterlichen Tod vor die Stadt, wo er verbrannt, oder wenn ein Fluß in der Nähe ist, ins Wasser gestoßen wird. Hier in Waiblingen werfen die Kinder den Tod in die Rems. Arnim erzählt uns dann noch den schönen Brauch, daß die Kinder, nachdem sie den Winter hinausgetrieben haben, von draußen ein grünes Zweiglein mitbringen und dem Bürgermeister der Stadt mit einem netten Verslein überreichen:

„So viel Blätter an dem Strauß,
Soviel Kinder in dein Haus
Wünschet dir die Engelschar."

Daß Tod und Winter viel Gemeinsames haben, liegt auf der Hand, schließlich gingen beide Gestalten völlig ineinander auf. Wuttke will zu Unrecht in dem Todaustreiben mehr einen slavischen Brauch erkennen [165]). Das weitverbreitete Austreiben des bösen Winters und das gleichzeitige Einholen des Sommers [166]) ist jedenfalls, wie auch aus einem weiteren herangezogenen Lied und aus jenem Waiblinger Brauch ersichtlich ist, für unseren romantischen Dichter eine vertraute und liebe Vorstellung. Wie hat Arnim bedauert, daß diese Volksfeste immer mehr zurückgehen. Die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde [167]) berichtet, daß im vorigen Jahrhundert das Sommertagsfest, welches am Sonntag Lätare gefeiert wurde, nicht nur von den Kindern begangen wurde, sondern die ganze Bevölkerung, sogar aus entlegenen Orten, strömte zusammen, später aber ist das Fest immer mehr verfallen, und bei den Be-

165) Wuttke 39.
166) Vgl. dazu Sartori III 130.
167) Bd. III 229.

mühungen, es wieder aufleben zu lassen [168]), fehlten meist die alten Sommerliedverse. Arnim hat ein schönes Beispiel solcher Liedchen in das Drama die „Päpstin Johanna" an wirksamer Stelle eingefügt [169]). Als die spätere Päpstin, in ihrer Jugend mit ihrem wahren Geschlecht noch unbekannt, in Mainz zur Schule geht, soll sie als der Wunderknabe Johannes ihre Aufgaben erledigen; doch der dumpfe Schulzwang schmeckt ihm nicht recht, und seine Lernfreude ist gänzlich dahin, als der Scheinknabe auf der Gasse die andern Buben den Sommer einsingen hört:

„Tralala,
Der Sommer ist nah,
Wir ziehen in den Garten,
Wir wollen auf ihn warten,
Der Sommer ist gekommen,
Der Winter hat 's vernommen
Und zieht mit Schimpf und Schand
Aus unserem frommen Land,
Der Sommer ist müde,
Er liegt noch in der Wiege,
Er lieget auf den Hecken,
Wir wollen ihn erwecken.
Er lacht im Schlaf so munter,
Da wird die Hecke bunter,
Doch wenn er aufgewacht,
Baum, Erd und Himmel lacht.
Ja, ja, ja, der Sommer, der ist da."

Arnim hat diesen Text nach einem Kinderlied des „Wunderhornes" gestaltet. Wie er überhaupt durch die Aufnahme der Kinderlieder in das Wh., die ihm Brentano zuschickte, uns einen großen volkskundlichen Schatz von eigener Bedeutung geschenkt hat. Dem Liede im Wh. ist eine Prosaerklärung über das Sommersingen beigefügt [170]), die nur etwas erweitert und geringfügig geändert auf Seybolds Bericht im Deutschen Museum (1778, Bd. III 362) zurückgeht. Die Erläuterung gibt eine gute Zusammenfassung über die Sommerlieder, und wir lernen manche Züge etwas genauer kennen. An Lätare [171]) ziehen die Kinder in der Pfälzergegend durch die Straßen mit schön geschmückten Stäben [172]), an denen oben eine Brezel be-

168) Vgl. ZVFV. Bd. III 229 Sommersonntag in Heidelberg.
169) W XIX 109.
170) Wh Bd. II 557; W XVII 395; vgl. Bode 269.
171) Seybold hat Okuli, vgl. aber ZVFV Bd. IX 207.
172) Deswegen auch Stabausfest genannt.

festigt ist, und singen den Sommer ein. Zwei größere, jüngere Burschen treten als Sommer und Winter verkleidet auf. In dem Kampf besiegt der Sommer den Winter. In einer anderen Gegend, so berichtet das Wh., tragen die Mädchen auf ihren Stecken einen geputzten Reif, an dem wohl noch kleine Spiegel und Brezeln hängen. Die Knaben tragen viele kleine geputzte Kränze, die sie denen schenken, die ihre Liedlein mit einer Gabe belohnt haben. Der Kranz wird dann bis zum nächsten Jahre aufbewahrt und an der Zimmerdecke befestigt [173]). Durch die aufsteigende Ofenwäre oder durch einen Luftzug bewegt sich der Kranz, und man glaubt, daß dies etwas Gutes bedeute. Unter den alten Weibern aber besteht die Ansicht, wenn eine Hexe ins Zimmer komme, dann stehe der Kranz still. Die Anschauung, daß der Sommerkranz eine Hexenabwehr ist, scheint demnach in der Pfalz nur noch bei der älteren Generation lebendig gewesen zu sein; sie findet sich sonst aber mit der Abwandelung, daß man eine leicht bewegliche Pflanze „als Unruh" an der Zimmerdecke aufhängt [174]).

Arnim, der es so bedauerte, daß die Kinder die helle Triangel der böhmischen Bergleute nicht mehr hören, und daß die treuen heiligen Dreikönige sie nicht mehr begrüßen [175]), hat sehnlichst gewünscht, daß die alten Feste, „die die Stadt aus ihrer Einkerkerung befreien" und dem Lande soviel Freude geben, wieder erstarken möchten. So hat er auch allenthalben Volksfeste in seine Werke eingestreut. Ein Königsschießen erleben wir in der „Gräfin Dolores" [176]). Wir sehen das bunte Gewühl bei der Hauptscheibe auf dem Schützenplatz und hören das Gekreisch der Mägde, denn solch' ein Fest ist immer Anlaß zu Liebeleien. Die Ehrenschüsse der Magistratspersonen fallen nur auf des Anzeigers Dach. Bei der Würfelbude ist tüchtiger Betrieb, ein alter Invalide in roter Uniform dreht das Glücksrad mit dem Ruf: „Gut Glück", Pfefferkuchen-Grenadiere und ähnliches kann man gewinnen. Als die Leute die Lust am Schießen verlieren, beginnt man sich in den Schützensälen zum Tanz zu versammeln. Das Interesse am Preisschießen erwacht erst wieder, als der Graf, der sich den letzten Schuß ausbedungen hat, schießt. Es gelingt ihm der beste Treffer, der Anzeiger wirft seinen Hut in die Höhe, der alte Trommelschläger mit seiner altertümlichen Bortenmontur wirbelt. Alles

---

173) Vgl. Sartori III 132.
174) Wuttke 420.
175) Aufsatz von Volksliedern.
176) Dol. II Kap. 13.

Volk jubelt, und der Graf wird zum König gekrönt und muß den Ehrentrunk tun.

Ein ähnlich farbenfrohes Bild, beinahe etwas grotesk, gibt uns Arnim von einer Kirmes in der Novelle „Isabella von Egypten“ [177]). Ein richtiges dreitägiges großes Volksfest wird uns vorgeführt. Der „Jubelplatz“ ist in der Mitte des Ortes gelegen. Dort wirkt sich der festliche Rausch der Volksmenge in den verschiedensten Formen aus. „Welche Vorräte an Fleisch, Kuchen, Brot wurden da teils von den Ankommenden ausgepackt, teils aus den Wirtshäusern geholt“ [178]). Bier und Wein fließen ebenfalls reichlich, und selbst die Ärmsten sind heut lustig und treiben in bunten Trachten als Spaßmacher ihre Scherze [179]). Das Theater ist recht volksmäßig, hier geht die alte volkstümliche Posse wirklich noch „über die Bretter“, nur einige Fässer sind aufgestellt worden und Holzplatten darübergelegt. Ein wichtiger Mann bei diesem Theater ist der „Platzknecht“, der mit seiner Peitsche, an der ein langes ausgestopftes Kissen hängt, die zudringlichen Kinder abwehrt. Zugleich spielt er mit der Schellenkappe und Eselsohren den „Hanswurst“ in den Stücken. Alles ist begeistert, die Kinder steigen auf die Schultern Erwachsener oder klettern auf die Bäume, um besser sehen zu können. Im ganzen ist es ein Bild echter Volksfreude. Den Höhepunkt des Festes aber bildet ein Pferderennen um eine Gans. Die Gans ist mit einem Faden an einem Seil befestigt, und die Reiter müssen im Vorbeireiten auf ihren ungesattelten Pferden versuchen, die Gans abzuschneiden [180]).

In den Gegenden des Weinbaues hat das Wein- oder Traubenlesefest die gleiche Bedeutung wie die Kirmes. Zu Waiblingen, der Stadt der „Kronenwächter“, gehören Weinberge, und so hat Arnim die Gelegenheit nicht versäumt, uns in einem Kapitel die „Traubenlese“ [181]) zu schildern. Die ganze Bürgerschaft nimmt daran teil. Viele sind ohnehin schon in der Ernte tätig; aber der fröhliche Zug aus der Stadt nach den Bergen ist noch mächtig genug, um die engen Wege zu verstopfen. Ochsenkarren mit großen Tonnen frisch eingetretenen Mostes kommen ihnen entgegen. In den Bergen herrscht allenthalben Jubel. Die Leute sind mit Weinlaub bekränzt und umgürtet. „Hundert Melodien pfiffen und grüßten unter-

---

177) W I 83 f.
178) Vgl. Sartori III 247.
179) Vgl. W I 118 und XX 367.
180) W I 100. Ein ähnliches Wettrennen veranstaltete Arnim bei einem Fest in Wiepersdorf, AGr. 304.
181) W III 418 f.

einander" und „wer nicht mehr fest stehen und sitzen konnte, tanzte sich wieder nüchtern".

Sein Puppenspiel „Die Appelmänner" läßt Arnim gerade am Martinstage beginnen. „Die Gänse schrien diese Nacht unleidlich, sie wissen, daß sie sterben sollen . . . Der Martinstag steht im Kalender, und alle Güte ist nun aus" [182]). Das sind die einleitenden Worte von Apollonia, die sich weidlich freut, daß ihre Gänse so groß wie Schwäne geworden sind. Der Martinstag (11. November) ist ein beliebtes Fest mit großen Schmäusen und Zechereien, ähnlich wie bei der Kirmes [183]). Mit dem Martinsbraten und den Martinsliedern [184]) werden wir dann im Laufe des Spiels in der Schänke zu Bruckhausen bekannt. Der Wirt sitzt mit seinen Gästen beim Gänsebraten. Einige Soldaten, die das Bild beleben und mitfeiern wollen, sitzen unter einer Fahne und vergnügen sich mit dem Würfelspiel. Der Wirt singt, um seine Gäste zu erheitern, ein lustiges Martinsganslied vor:

„Der beste Vogel, den ich weiß,
Ist eine Gans,
Sie trägt viel Federn grau und weiß
Und einen langen Hals,
Sie hat zwei breite gelbe Füße,
Sie hat ein Fleisch, das schmecket süße,
Sie ist nicht schnell,
Doch ihre Stimm' klingt hell,
Gickgack, gickgack,
So schrein wir zum Sankt-Martinstag."

Die Gäste fallen hier ein:

„Martine, lieber Herre mein,
Nun schenke uns gar tapfer ein [185]),
Ja, heut, zu deinen Ehren
Wollen wir alle fröhlich sein
Und unser Geld verzehren.
Cum jubilo omnes clamate
Ut sit deum rogans, Bratgans, rogans gens
Gänsebraten."

---

182) W VI 141.
183) Sartori III 265.
184) Sartori III 266 und 267. Zum Lobe der Martinsgans erklangen Lieder beim Schmause.
185) Vgl. Sartori III 266. Je mehr man (am Martinstage) trinkt, desto mehr Schönheit und Stärke trinkt man sich an.

Der „Gegengesang" der Gäste bringt die allgemein, besonders in katholischen Gegenden beliebte und volkstümliche deutsch-lateinische Mischpoesie [186]). Die beiden Strophen hat Arnim wieder dem Wh. entlehnt [187]), aus dessen großem volkskundlichen Schatze er so manche Perle in seine Dramen, Novellen und Romane eingewoben hat. Auch der Schluß des Wh.-Liedes hat die heitere Mischpoesie:

„Denselbigen Vogel sollen wir loben,
Der do schnattert und dattert im Haberstroh,
So singen wir Benedicamus Domino."

Als die Soldaten, die mit in der Schenke sind, sich ihren Teil am Festbraten rauben, ruft der Wirt: „Heiliger St. Martin, schütz deinen Braten." Im Wh. finden wir noch ein nettes kleines Lied [188]), das in legendenhafter Erzählung darlegt, warum eigentlich die Gans dem hl. Martin geweiht ist:

Martinsgans [189]).

1. „Wann der heilige Sankt Martin
Will der Bischofsehr entfliehn,
Sitzt er in den Gänsestall,
Niemand find' ihn überall,
Bis der Gänse groß Geschrei
Seine Sucher ruft herbei.

2. Nun dieweil das Gickgackslied
Diesen heiligen Mann verriet,
Dafür tut am Martinstag
Man den Gänsen diese Plag',
Daß ein strenges Todesrecht
Gehn muß über ihr Geschlecht.

3. Drum wir billig halten auch
Diesen alten Martinsbrauch,
Laden fein zu diesem Fest
Unsre allerliebsten Gäst' [190])
Auf die Martinsgänslein ein
Bei Musik und kühlem Wein."

---

186) Dieser Liedschluß im makkaronischen Mischlatein läßt vermuten, daß zum mindesten dieser Versteil in die Scholarentradition des 15./16. Jahrhunderts zurückgeht. Vgl. Weihnachtslieder in Dulce jubilo, nun singet und seid froh.

187) Martinslied W XIII 361.

188) W XIV 459.

189) Entnommen Simon Dach's Zeitvertreiber 1700, Arnim hat es etwas verkürzt, vgl. Palästra 76, 400.

190) Vgl. Sartori III 266 Anm. 13.

Religiöses Leben und Bräuche.

Bei dem vorhergehenden Abschnitt sind wir schon in die Nähe des Religiösen gekommen, und es ist bei Arnim gewiß lohnend, den Reflex seiner Stellung zum religiösen Leben und Brauchtum innerhalb seiner Dichtung zu betrachten. Dabei tritt vor allem das mannigfaltige Leben des katholischen Kultus in den Vordergrund, der nach Arnims eigenen Worten durch „die sinnliche allgemeine Vergegenwärtigung hoher Begebenheiten" für die Volksvorstellung eine günstige Grundlage gewährt [191]). Arnim liebte, obwohl überzeugter Lutheraner, die Fülle der Pracht im katholischen Kultus; so bekennt er, „meine Feier müßte jubelnd sein und alle Zeit umfassen, der herrlichste Gesang der schönsten Bilderpracht müßte alle Elemente unterworfen zeigen" [192]). Er wußte die Bedeutung des formreichen Kultus für das Volksleben einzuschätzen [193]). Die Volksreligion war ihm im Gegensatz zu der Aufklärung heilig. In „Halle und Jerusalem" fordert er dazu auf, die volksverachtende freigeistige Gesinnung abzulegen:

„Leget ab des Hochmuts Sinn,
Wendet euch zum Armen hin."

Arnim beschäftigt sich, ganz allgemein gesprochen, außerordentlich gern mit den Formen volkstümlicher Religiosität, so daß er nicht nur die in Deutschland bekannten Formen anwendet oder bespricht, sondern auch für fremdländische Religionsriten einen Blick hat; so beschreibt er z. B. im „Owen Tudor" in einer eingehenden Anmerkung die Sitten einer englischen Sekte, der sog. „Jumpers" [194]).

Sehr fein bezeichnet er einmal die Wallfahrten als die „Badereisen der Ärmeren". Für das Volk ist Religion nicht nur eine geistige Frage, sondern es nimmt mit allen Sinnen daran teil. „Halbe Jahre arbeiten sie", fährt Arnim an derselben Stelle fort, „um durch diese wenigen Tage in sinnlichem und übersinnlichem Genusse sich zu erfrischen" [195]). Ebenso bezeichnend für die Volksmeinung ist die Antwort Eckhardts im „Waldemardrama", als der Markgraf ihn fragt, ob er eine Wallfahrt mitmachen wolle: „Ach, Herr, ich möchte nur erst sündigen, um mich einer Wallfahrt wert zu machen" [196]). In

---

191) Vgl. Schulze 39, Kroiß 34, Dol. II 247.
192) W XVI 382.
193) Schönemann 207 f; vgl. Ariel 10.
194) W II 258; vgl. Kroiß 36.
195) W VIII 141.
196) W XVIII 75.

der „Gräfin Dolores" können wir die Wallfahrt des Grafen Karl, die er als einfacher Pilger unternimmt, gut verfolgen [197]). Auf dem Wege zum Wallfahrtsorte wird der Rosenkranz gebetet. Es ist ein Gebet, das an der Hand einer Perlenschnur, die man ebenfalls Rosenkranz nennt, verrichtet wird, und zwar schreibt man den Perlenschnuren, die aus Rom oder einem berühmten Wallfahrtsorte stammen, besondere Gebetserhöhungen zu [198]). Der Rosenkranz, den Graf Karl von seinem Begleiter, dem Pater Martin, erhalten hat, stammt aus Loretto. Das Rosenkranzgebet verkürzt den Pilgern den langen Weg zum Wallfahrtsort. Heiligenbilder und -figuren am „Kreuzwege" zeigen ihnen die Nähe des Wallfahrtsortes an. Um die Wallfahrtskirche selbst ist ein großes Menschengewühl wie an einem Markttage, Heiligenbilder werden verteilt, und die Leute kaufen Kerzen und opfern sie in der weihrauchduftenden Kirche. Die Wallfahrtsorte besitzen oft ein Gnadenbild eines Heiligen, meistens der hl. Maria. In den „Kronenwächtern" trifft Berthold auf seiner Reise nach Augsburg eine Menge Pilger, die das „wundertätige Bild der schönen Maria von Regensburg" rühmen, zu dem sie in großen Scharen ziehen, „denn es war das erste Bild unter den Deutschen, in welchem die geheime Gewalt des Heiligen mit offenkundiger Schönheit verbunden war" [199]). Auch in dem erwähnten Wallfahrtsorte des Grafen Karl befindet sich ein wundertätiges Muttergottesbild, und Arnim läßt den Grafen einige schlichte Verse dafür finden, die so recht den Ton vertrauensvoll hingegebenen Volksfrömmigkeit zeigen:

„Mit hellen Blicken schauet
Der Muttergottesbild,
Wer sich ihr ganz vertrauet,
Dem zeiget sie sich mild" [200]).

Ferner berichtet uns Arnim in den „Kronenwächtern" die schöne Anekdote, daß sogar Kaiser Maximilian an einem „Umgange" (Prozession) nach St. Leonhard in Göggingen „zur großen Freude der Bauern" teilgenommen hat [201]). Die Wallfahrten werden zu verschiedenen Zwecken und

---

197) W VIII 140 f.
198) Vgl. W XVIII 100. Nehmt diesen Rosenkranz, geweiht auf dem Monserat.
199) W III 188.
200) W VIII 149.
201) W III 257.

Heiligen unternommen [202]). So stellt die Schlußszene im „Markgrafen Karl Philipp" eine Prozession von Landleuten zur Mutter Gottes dar, der sie für den Frieden danken wollen: „Heilige Mutter, laß dich schmücken [203]). Die Vorstellung und dementsprechend das dichterische Motiv der Wall- und Pilgerfahrt war Arnim durchaus vertraut, wie seine dramatischen Werke „Der echte und der falsche Waldemar", der „Auerhahn" und die „Gleichen" zeigen, und besonders „Halle und Jerusalem", dessen ganzer zweiter Teil auf einer Pilgerfahrt zum heiligen Grabe beruht.

Die Wallfahrt des Grafen Karl in dem Roman „Die Gräfin Dolores" ist durch eine Beichte angeregt. Die Beichte spielt in dem katholischen Kult eine wichtige Rolle, und wird von Arnim, wie wir noch sehen werden, mehrfach erwähnt. Bei der Schilderung der Beichte des Grafen ist ihm aber sicher ein kleiner technischer Fehler unterlaufen. Er läßt den Grafen, — wohl angeregt durch das Wort Beicht-Stuhl —, sich in einen Beichtstuhl s e t z e n und warten, „bis der Geistliche, der nach der anderen Seite eine Beichte hörte, das Ohr nach seiner Seite legen würde" [204]). Die Beichtstühle sind natürlich alle so hergerichtet, daß der Beichtende hinknien muß. Vor wichtigen Ereignissen pflegt man eine Beichte abzulegen. Haken erkundigt sich in dem „Echten Waldemar", ob Agnes sich zur Hochzeit „mit Beichten und Gebet" schon vorbereitet habe [205]). Vor allem vor dem Tode ist es durchaus üblich noch zu beichten, selbst dem man nicht wohl gesinnt ist, ermöglicht man die letzte Beichte. Im „Falschen Waldemar" führen die Mahlknechte Waldemar und den Herzog zu einem Kaplan: „Herr Kaplan, nehmt diesen beiden Männern rasch die Beichte ab, sie haben unsern Herrn umgebracht, sie müssen sterben." In Altgleichen wird das Sterbeglöcklein geläutet und ein Bote holt einen Geistlichen nach der Burg zu der todkranken Gräfin, die ein Herz braucht, das ihre Sünden wägt, um ihr heiligen Trost im Sterben zu reichen [206]). Und obwohl der Geistliche zu spät kommt, glaubt sie im Sterben einen Priester zu sehen: „Ehrwürdiger Herr, vergebt mir meine Sünden." Als sich in den „Kronenwächtern" bei Bertholds Brunnenbau der Bergmann schwer verletzt wähnt, schickt ihm Meister Sixt den Pfarrer,

202) St. Leonhard ist z. B. ein beliebter Heiliger bei den Bauern und gilt als Schutzpatron des Viehes. Noch heute finden im bayrischen Gebirge am St. Leonhardstag „Umgänge" um die ihm geweihten Kirchen statt.
203) W XX 110 f.
204) W VIII 140.
205) W XVIII 21.
206) W XX 277 und 287.

„der gerade die heilige Speise zu einem Kranken getragen hatte". Der Pfarrer hört die Beichte des Bergmannes und reicht ihm die heilige Speise [207]). Wir haben hier zugleich mit dem Beichten einen „Versehgang", wie man den Gang des Pfarrers zu einem Kranken nennt, kennengelernt. Hin und wieder werden im Volke auch religiöse Formen scherzhaft angewendet [208]), so finden wir vom Beichten bei Arnim die volkstümlich scherzhafte Redewendung „die Sünde vergibt der Küster" [209]).

Die Messe, die im Mittelpunkt des katholischen Kultus steht, ist Arnim ebenfalls gut bekannt. Er schätzt „das Ehrwürdige einer Totenmesse, das durch keine Rede in der protestantischen Kirche ersetzt werden kann". Und eine etwas mystische Schilderung, aber immer noch anschaulich genug, erhalten wir in der Erzählung „Die Kirchenordnung" von einem verschwundenen reformierten Pfarrer. Dieser wird von einem katholischen Priester verborgen gehalten und dient ihm bei der heiligen Messe im streng-protestantischen Lande. Eine ewige Lampe brennt vor dem versteckten Altare, das Meßbuch wird aufgeschlagen, Kerzen brennen, und der verschwundene Pfarrer schwingt ein messinges Weihrauchfaß [210]). In den „Kronenwächtern" wird erzählt, daß die Bauern in der Gögginger Wallfahrtskirche so laut während der Meßandacht [211]) beten und seufzen, daß Berthold und Anna unbemerkt miteinander flüstern können. Nach dem Unglück am Brunnen bestellt Berthold heimlich „Seelenmessen" [212]). Die letzte Ölung wird in „Halle und Jerusalem" der sterbenden Celinde gespendet [213]):

„Das letzte Öl soll geben
Dem Leben Todesmut."

Und ebenso verlangt die sterbende Dolores die letzte Ölung aus den Händen ihres Sohnes, „der sie mit Würde und Heiligung erteilt" [214]). Eine verbreitete Ansicht ist, wer ohne Sakramente stirbt, der findet keine Ruhe; er muß zwischen Hölle und Himmel stehen. Davon spricht der sterbende Sohn Heinrichs im „Auerhahn" [215]). Und dieser Ort zwischen Himmel und

---

207) W III 296.
208) Vgl. Sartori Bd. I 12.
209) W III 19.
210) W IX 172.
211) W III 257.
212) W III 301.
213) W XVI 391.
214) W VIII 449.
215) W. V. 93.

Hölle ist nach katholischer Auffassung das „Fegefeuer", von dem wir in demselben Drama eine genaue Schilderung bekommen [216]), die ganz der Vorstellung des Volkes entspricht. Der „Eiserne Heinrich" sieht in einem Traumgesicht seinen Vater im Fegefeuer, unter dem die Teufel ein mächtiges Feuer schüren. Die „armen Seelen" sehen sehr elend aus, „der Vater ist schon ganz abgezehrt bis auf die Knochen" und wird dazu immer noch von den Teufeln mit einer heißen Salzsode, in der die armen Seelen stehen müssen, übergossen.

In der gleichen Szene hören wir von der Verehrung des Bildes der heiligen Elisabeth, die mit ihren Rosen (Rosenwunder) dem leidenden Vater Linderung verschafft. Arnim hat die Gefahren, die in dem „Bilderdienst" des Volkes liegen, das an geheime Kräfte in den Bildern glaubt, durchaus gesehen [217]), andererseits aber den volkserzieherrischen Wert solcher auf die Vorstellungen und Gesinnungen einfacher Menschen einwirkenden Bilder einzuschätzen gewußt. Dem protestantischen Fräulein Klelie legt er in der Novelle „Die Kirchenordnung" die Worte in den Mund: „Ich erkenne mich wieder in allen meinen Bedürfnissen und und erkläre meine Ehrfurcht vor Bildern, die sich nicht verlautbaren und doch Tausenden durch ihren Inhalt Demut, Liebe und Gebet lehren können" [218]). Das entspricht der schon erwähnten Auffassung von der „sinnlichen allgemeinen Vergegenwärtigung einer hohen Begebenheit."

Unter den mannigfachen Heiligenbildern nehmen im Volksleben Marienstatuen und -bilder die erste Stelle ein. Diese Tatsache kommt auch in Arnims Werken zum Ausdruck. Die Gnadenbilder in den Wallfahrtsorten lernten wir als Marienbilder kennen. Auch der Pfalzgraf in der gleichnamigen Novelle kniet mit seinem Hofmeister bei einem Marienbilde am Brunnen nieder [219]). Das Madonnenbild am Hausgiebel ist in katholischen Gegenden sehr beliebt. In den „Kronenwächtern" spielt ein solches Bild eine wichtige Rolle. An Bertholds Genesungstage wird eine ewige Lampe vor ihm angezündet zum Danke für die Heilung [220]). Frau Hildegard, die Pflegemutter Bertholds, tut das so tragische Gelübte zur Erneuerung des Bildes an seinem Hochzeitstage [221]). Und gleich im ersten Kapitel des

---

216) W V 153/54.
217) W XX 83.
218) W IX 174.
219) W IX 54.
220) W III 175.
221) W III 368 f.; vgl. 448, 493.

Romans sehen wir Frau Hildegard vor ihrem Hausaltare zur heiligen Mutter Maria um das Wunder beten, in ihren alten Tagen den kleinen Berthold, das Findelkind, stillen zu können [222]). Die ganze echt volkstümliche Vorstellung von Heiligenbildern und Heiligenfiguren kommt im „Gleichendrama" in den Worten des kleinen Joseph zum Ausdruck. Keiner menschlichen Seele darf er vom Geheimnis des „Dreibrüderschatzes" erzählen. Seine Brüder fordern ihn deswegen auf, die Geschichte vor der heiligen Georgsfigur zu erzählen. Joseph aber antwortet: „Der hat auch eine Seele, die sitzt halb im Himmel und halb sieht sie aus dem Bilde hervor" [223]).

Leicht verständlich ist es, daß in Gefahren, Krankheiten und allgemein in Notlagen die Hilfe höherer Gewalten erhofft und erfleht wird. „Heilige Mutter Gottes, wenn mein Gebet dir je gefallen", betet der junge Heinrich [224]) bei der Flucht seiner Schwester, „beschütz' die Fliehende und hüll' sie in deinen Gnadenmantel". Wuttke weist in einem Kapitel [225]) nach, wie weit sogar in ganz protestantische Gegenden der Glaube an die übernatürlichen Kräfte des katholischen Kultus und deren Vertreter, Mönche und Priester, herrscht. Ähnliches berichtet uns Arnim im 7. Kapitel der „Kirchenordnung" [226]). Er erzählt dort von dem „alten Jakob, einem Manne vom alten Glauben", der sich unter dem Deckmantel eines Heilkundigen in dem reformierten Lande aufhält. Die protestantischen Leute sind davon überzeugt, daß es ein katholischer Pater ist, und deswegen dulden sie nicht, daß er mit ihren großen Kindern spricht, um einem Abfall vom evangelischen Glauben vorzubeugen. Aber zum Weihen und Teufelaustreiben holt man ihn gern [227]). Auch Klelie erzählt Alp zu Beginn desselben Kapitels, daß sie als kleines Kind „von einem bösen Geiste geplagt wurde", und der alte Jakob habe ihr die Hand aufgelegt und sie mit Wasser (Weihwasser?) [228]) übergossen und so den Teufel ausgetrieben. In einer mehr heiteren Szene sehen wir, wie der Pater Philipp den „tollen Invaliden auf Fort Ratonneau" exzorzieren will.

Von den Fastengeboten, die früher sehr streng gehandhabt wurden, wird uns ebenfalls in einer scherzhaften Szene erzählt.

222) W III 25.
223) W XX 136.
224) W V 89.
225) Wuttke 207.
226) W IX 166.
227) W IX 166; vgl. W IX 320.
228) Vgl. W XVIII 50 dort wird Weihwasser zum Teufelaustreiben genannt.

Der junge Berthold soll beim Namenstag der Apollonia etwas Neues und Interessantes zum besten geben, und platzt in seiner Not, da ihm nichts Besseres einfällt, mit seinen frisch angelesenen Kenntnissen heraus, „der heilige Papst hatte erlaubt, daß in unserm Lande, wegen Mangel an Fischen und Baumöl die Milch auch in den Fasten zu genießen sei“ [229]). Nicht minder ist von Kirchenbußen und Kirchenbann in Arnims Werken öfter die Rede. In der „Kirchenordnung“ der evangelischen Gemeinde werden eine Reihe von Bußen aufgezählt [230]), nämlich Ausschluß vom Abendmahl und Festlichkeiten, Taufen und Hochzeiten ohne Glockenklang, Beerdigung außerhalb des Friedhofs, und ausführlich wird das „arme Sünderbänklein“ erwähnt [231]), „das abgesondert zwischen dem alten und neuen Chore, aber ganz niedrig bei der Einführung der neuen Kirchenordnung errichtet worden war. Ein enger Raum, wie das Fegefeuer beschrieben wird, in welchem der Anblick des weiten Himmels noch schrecklicher ist als der Anblick der Hölle“. Tages- und Tischsegen sind wohl allgemeine christliche Sitten. Der kleine Joseph in Altgleichen bekommt von seiner Mutter immer den Morgensegen, und von Frau Apollonia hören wir, daß sie erst den Segen über das Mahl spricht, bevor sie den Gast zum Essen auffordert [232]). Das „Allerheiligste“ [233]) und das „Fronleichnamsfest“ [234]) sind Arnim geläufige Begriffe. Ja, selbst sonst nicht so allgemeine bekannte Heilige wie St. Elmo [235]) und die hl. Radiana von Wellenburg [236]) weiß er zu nennen. St. Elmo ist ein Schifferheiliger, und die hl. Radiana nur in der Augsburger Gegend bekannt. Von den Ablaßbriefen, die einmal eine große Rolle wie die heute noch üblichen „Himmelsbriefe“ gespielt haben mögen, erzählt uns Arnim eine schöne Anekdote. Der Narr des Kaisers Maximilian stößt einige Mönche in einen Brunnen, nachdem er sich vorher bei ihnen einen Ablaßbrief für diese Schandtat gekauft hatte; dabei wird auf den bekannten Werbespruch Tetzels mit den Worten angespielt: „Sowie der Pfennig in des Papstes Kiste falle, so müßten bei dem Silberklange die Teufel eine erlöste Seele loslassen [237]).

229) W III 69.
230) W IX 143.
231) W IX 143 und 233.
232) W III 200.
233) Vgl. W VII 363.
234) W III 148.
235) W XVI 262.
236) W III 223.
237) W III 219.

Die in der gesamten Dichtung der Romantik zu beobachtende Neigung für Erscheinungen und Vorstellungen der katholischen Kirche kommt also auch innerhalb von Arnims dichterischem Schaffen weithin zum Ausdruck. Daß er bei aller Liebe zum volkstümlichen Kultus jedoch nicht wie sein Freund Brentano und anderer Romantiker in religiöse Schwärmerei verfiel, davor bewahrte ihn seine tiefe protestantische Glaubensüberzeugung und sein gesundes starkes Märkertum [238]).

Kapitel II.

Der Aberglaube.

Beim Abschluß des letzten Kapitels haben wir bereits gesehen, wie sich zuweilen bei dem einfachen Volke religiöse Vorstellungen mit Aberglauben vermischen. Arnims volksnahem und phantasievollem Empfinden war sicher Aberglaube noch lieber als blutlerer kritizistischer Unglaube [1]). Diese Haltung ist aus seiner tiefen Abneigung gegen die Aufklärung begründet, die mit dem bloßen Verstande alle, auch die letzten Geheimnisse enthüllen wollte. Arnim liebte jene geheimnisvollen Kräfte, die tief in der Brust des Menschen schlummern und im einfachen Volke offenbar werden, „ungeachtet dieses halbe Jahrhundert alle Rätsel und Wunder verwirft" [2]). „Der Aberglaube hat doch seine Regel, und gleich dem Glauben kommt er ohne Willkür", bekennt er im „Markgrafen Karl Philipp". Bei dieser Tendenz, die den Anschauungen des Volkes viel Raum gibt, ist es nicht verwunderlich, daß wir eine Menge Aberglauben in seine Werke eingestreut finden.

Wie die Liebe eine große Rolle im Leben des Menschen spielt, so steht der Liebeszauber an einer der ersten Stellen innerhalb dieses abergläubischen Bereiches, sei es, daß man Liebe zu erwerben, abzuwehren oder zu erhalten sucht. Der Liebeszauber ist sehr alt und überall in Deutschland verbreitet; Es gibt freilich auch wissenschaftliche Meinungen [3]), die trotzdem annehmen, daß der Liebeszauber erst in späterer Zeit aus der orientalischen Gedankenwelt in volktümlich-deutsches Vorstellungsleben kam und ursprünglich dem germanischen Ethos fernliege. Der Beweis dafür soll die Spärlichkeit der Belege in den nordischen Sagas sein, wobei man die wenigen

---

238) Vgl. Schönemann 212.
1) Vgl. Schönemann 208.
2) Dol. II 57.
3) HddA Bd. V 1279 f.

einschlägigen Stellen zum Teil anders deuten zu können glaubt. Mir scheint diese, eine alte germanische Herkunft des Liebeszaubers ablehnende Theorie zu scharf gefaßt zu sein; wenn uns eine so reichhaltige Literatur über unsere Vorfahren zur Verfügung stände wie über die südlichen Völker, dann würde man wohl sicher eine größere Anzahl von Belegen finden; obwohl man ohne weiteres zugeben muß, daß in demselben Verhältnis wie bei den mehr sinnnlichen südlichen Völkern die Liebe eine größere Rolle spielt, auch der Liebeszauber weiter ausgebaut ist. Schließlich wenn für Deutschland überhaupt keine natürliche und einheimische Basis vorhanden gewesen wäre, dann wäre es um so erstaunlicher und kaum erklärbar, daß — wie auch das HddA. zugibt — der Liebeszauber „schon seit dem frühen Mittelalter tief in unser Volksleben eingedrungen ist und noch heute darin haftet" [4]). Doch würde es über den Rahmen dieser Arbeit führen, näher auf die Frage einzugehen. Uns genügt die Tatsache, daß der Liebeszauber in ganz Deutschland verbreitet und, wie wir sehen werden, auch Arnim wohlbekannt ist.

In der „Gräfin Dolores"[5]) erzählt Arnim von einem Mädchen Rosalie, das von zwei Zwillingsbrüdern (Ost und West) [6]) gleichmäßig geliebt wird und durch einen Liebeszauber erforscht, welchen sie nehmen soll. Bei diesem in Versen gehaltenen Bericht, dessen Kernstrophen ich hier herausnehme, werden wir gut in das Zauberwesen eingeführt:

„Einen Mann, den muß ich haben,
Denkt das arme Jungferlein,
Der mir kann das Herz erlaben,
Denn ich bin nicht gern allein.

Zweifelnd denkt sie an die Künste,
Die ihr Mutter Feuer lehrt,
Macht am Freitag [7]) Weihrauchdünste,
Kocht den Zaubertrank am Herd [8]).

---

[4]) Vgl. Meyer, Baden 69.

[5]) W VIII 185 f.

[6]) Nur in der Versfassung dieser Stelle die symbolischen Namen, sonst Lorenz und Otto.

[7]) Der Freitag wird teils als Glücks-, teils als Unglückstag gewertet, um mit einer Angelegenheit zu beginnen; Wuttke nimmt den Ursprung hierfür darin an, daß entweder christliche Gedanken (Leidenstag) oder heidnische Anschauungen (Freya) zugrunde liegen.

[8]) Vgl. Grimm Sagen Bd. I 119.

Deckt dann vor dem Bett ein Tischlein,
Setzt zwei blanke Teller auf
Und zwei Gläser und zwei Fischlein,
Gleich, als käm' ein Gast ins Haus.

Wer dann zu dir kommt von allen,
Hat die Mutter ihr gesagt,
Ist der Stärkste im Gefallen
Und der sei dir zugesagt."

Einer der Zwillingsbrüder erscheint nun in der Zaubernacht und setzt sich an den gedeckten Tisch. Dem Mädchen aber grauset schließlich doch, und es entflieht.

„Sie entschlüpft in ihre Kammer,
Er das Messer wirft nach ihr,
Als er flieht in schwerem Jammer,
Steckt das Messer in der Tür.

Morgens kommen beide Brüder,
Sie zu grüßen, doch dem West
Fehlt das Messer, seine Lieder
Klagen ein gestörtes Fest,
Das im Traume ihn gequälet
Und vergangen ist zu nichts . . ."

Das Mädchen heiratet den West, jedoch die Ehe ist nicht glücklich. Es fehlt der Kindersegen, um den sie, wie Arnim in der Prosaerzählung erwähnt, zu allen Heiligen betet und ein Gelübde tut, (hier finden sich also wieder Zusammenhänge zwischen Religion und Aberglauben). In dem Versbericht wendet sie zu diesem Zweck direkte Zaubermittel an. Als sie nun ein Kind bekommt, will der Mann weiche Tücher für das Kind aus dem Schrank der Frau nehmen. Dabei entdeckt er sein Messer.

„Sieht das Messer draus entfallen,
Das sie heimlich drin bewahrt',
Das in jener Nacht voll Qualen
Er verlor durch Zaubers Art.

Jener Traum, der ihm vergessen,
Denn der Zauber ist vorbei,
Tritt ins Leben; wie besessen
Fühlt er sich durch Zauberei.

Also du bist es gewesen,
Die mich jene Nacht geplagt,
Daß ich nie vom Schreck genesen,
O, das sei hier Gott geklagt.

Hast du mich voraus gequälet,
Lang im schweren Liebesdienst,
Straf ich dich, nun wir vermählet,
Und ich zahl', wie du's verdienst."

Zunächst will er sie ermorden, doch durch das Schreien des Kindes kommt er zur Besinnung, aber von nun an behandelt er seine Frau schlecht.

„Wenn sie weint bei seinen Schlägen,
Zeigt er ihr das Messer nur,
Spricht dann: ohne Lieb' kein Segen,
Und du bist die ärgste . . ." [9]).

Die geliebte Person, meist den zukünftigen Gatten, zauberisch zu zitieren oder zu erkennen suchen, ist ein sehr verbreiteter Aberglaube [10]). Die Formen wechseln, bald handelt es sich um ein geisterhaftes Zitieren um Mitternacht, oder ins Harmlose hingewendet, das Mädchen sagt einen bestimmten Spruch auf und die nächste Person, die ihr begegnet, ist der zukünftige Gatte. Bei der geisterhaften Erscheinung ist die Andreasnacht [11]) oder die Weihnachtsnacht besonders beliebt. Oft wird der Geliebte nackt zitiert oder das beschwörende Mädchen muß selbst nackt sein. Luther kennt diese Zauberbräuche ebenfalls [12]) und auch bei Grimm finden wir mehrere Sagen, die das Zitieren des Liebhabers in ganz gleicher Art berichten, wie es uns Arnim erzählt. Eine wichtige Rolle spielt dabei immer das Messer, das der Geliebte beim Essen liegen läßt, mit dem er nach der fliehenden Geliebten wirft und das dann später im Schrank oder der Truhe seiner Frau entdeckt wird. Dadurch wird die ganze Beschwörung wieder wach gerufen. Zwischen Arnims Erzählung und solchen Berichten in Grimms Sagen bestehen fast wörtliche Übereinstimmungen [13]), was auf gleiche Quellen und eine gewisse allgemeine Bekanntheit des Stoffes schließen läßt. In der einen Sagenfassung handelt es sich wie bei Arnim um einen Jägerburschen. Auch die dort stehenden Worte: „Hur', so bist du die Dirne, die

---

9) Dem Reim nach offenbar zu ergänzen: Hur'.

10) Wuttke 360 ff.

11) Vgl. W X 162: Jungfer Rosalie bittet St. Andreas, ihr einen Mann zu schenken.

12) Luthers Tischreden V, 528.

13) Grimms Sagen erschienen jedoch erst mehrere Jahre nach der „Dolores". Grimms Quellen: Prätorius' Weihnachtsfratzen, Bräuners Kuriositäten, Goldschmidts Höllischer Morpheus.

mich jene Nacht so unmenschlich geängstigt hat", lassen die enge Verwandtschaft erkennen. Das HddA gibt eine gute Erklärung über den realen Kern und Ursprung der Sage; starke Einbildung und Traum fügen sich zusammen, der Wahn wird zur Sage. Wir haben hier in Arnims Erzählung einen schönen Fall, wo sich die beiden Gebiete Sage und Aberglauben nahe berühren.

Im „Markgrafen Karl Philipp" hören wir, wie der Markgraf seine Liebe zu Katharina als ein Liebesgift auffaßt, das beim Aufreißen seiner Wunde ausblutet. „Wir meinen oft, daß uns im Geist was plagt, wenn wir an unserem Körper heimlich leiden, und meine Liebe scheint ein Krankheitsstoff, der aus der Herzenswunde mich durchdrungen, vielleicht daß des Franzosen Spitze war vergiftet, das Schwert heilt Gift und Liebe auf einmal" [14]). Auch in „Halle und Jerusalem" spielt, entsprechend der alten Fassung dieses Motivs im „Cardenio und Celinde - Drama" des Gryphius, der Liebeszauber eine Rolle, wenn er auch nicht mit ganzer Wirkung in Erscheinung tritt. Celinde ist unglücklich in Cardenio verliebt und klagt ihrer Mutter ihre Not. Diese, die überhaupt als Hexe mit dem Teufel in Verbindung steht, will ihr erst einen Trank geben, durch den Celinde alle Erinnerung an Cardenio vergessen soll [15]). Celinde will aber nicht vergessen, sondern besitzen, und nun erzählt die Mutter von „einem sehr geheimen Mittel, es ist das einzige, ich hab's von meiner Mutter noch." Celinde soll das Herz ihres von Cardenio jüngst ermordeten Liebhabers Lyrer aus dem Leichnam herausschneiden und es, zu Asche verbrannt, in Cardinos Trank schütten. Von Lyrer ist Celinde heftig geliebt worden. Deutlich tritt hier der Sympathieglaube zutage, von dem wir in diesem Kapitel noch weiter zu handeln haben werden. Die Liebe, die in dem Herzen des toten Liebhabers steckt, soll auf Cardenio übergehen. Die Ausführung des Planes scheitert nur an der Ängstlichkeit der Celinde.

Übrigens ist die Anwendung von menschlichen Körperteilen zu Zauberzwecken weithin beliebt und wird in mannigfacher Weise ausgeübt [16]). Bezeichnend für das Zauberwesen sind die Worte der Mutter Celindens: „Die Leute (d. h. die Gebildeten oder wie es Dol. I 368 heißt, die lesenden Stände) sprechen gern in unsrer Zeit von Zauberei, als wär 's ein altes

---

[14]) W XX 103.

[15]) W XVI 196; vgl. als Sagenmotiv den Zaubertrank, durch den Krimhilds Mutter Siegfried seine alte Liebe zu Brunhild vergessen macht.

[16]) Wuttke 183 f.

Märchen nur, ich weiß am besten, wie viele ihr allein nur Glück und Ehre danken" [17]). Diese Vorstellungswelt des Aberglaubens ist Arnim vertraut, „auf den die Kindermärchen ihr altes Recht üben" [18]). In derselben Szene wird das Band, das Olympie dem Cardenio zur Zitter geschenkt hat, als Zauber erwähnt, und auch Cardenio redet das Band mit den Worten an: „Du Zauberband, das sie mit schöner Hand um meine Laute hat gebunden" [19]). Doch kommt, wie schon erwähnt, der Liebeszauber in diesem Drama nicht zu aktivem Einfluß. Im „Falschen Waldemar" [20]) bittet der verkleidete Herzog um einen Liebestrank für Margarethe: „Ich seh 's Euch an, Ihr wißt von Liebestränken, Alter, ich bringe Euch von dem besten Landwein aus der Schänke, gebt ihr (der geliebten Margarethe) dafür einen Tropfen Liebe ein."

Ein besonders markantes Beispiel für die Wirkung des Liebeszauber lernen wir in den „Gleichen" kennen. Die Markese hat für den Ritter Plesse einen Trank bereitet, „damit er in Liebe an sie denkt" [21]). Aber ein ganz anderer, Galeratus, trinkt die Flasche mit dem Liebestrank aus, und wir können später verfolgen, wie Galeratus völlig gegen seinen Willen der Markese dienen muß und seine eigene Frau verabscheut [22]). Als ihn sein Freund auffordert, mit Bewußtsein gegen diese verhängnisvolle magische Kraft anzukämpfen, da will er es versuchen, aber es gelingt nicht:

„Au weh, das geht nicht, Freund,
Da sticht das Blut
Und drängt und ich werde sonst ein ganzer Narr [23]),
Ich muß schon tun, was mir die Frau befiehlt."

Schreyer [24]) will diesen Galeratus-Liebeszauber, der gewiß einen scherzhaften Anstrich hat, ganz im erzieherischen Sinne gewertet wissen, derart, daß Arnim den Aberglauben nur eingefügt habe, um ihn in humoristischer Weise zu ironisieren, um somit im Grunde, wie Schreyer angibt, eine Forderung des Aufklärers Lessing zu erfüllen, der die Verwendung des Aberglaubens in der Dichtung ablehnt und ausführt, daß selbst der

---

17) W XVI 199.
18) W XX 171.
19) W XVI 189.
20) W XVIII 89.
21) W XX 185.
22) W XX 203.
23) Vgl. W XVI 196: Mein Liebestrank vernichtet die Vernunft.
24) Schreyer 65.

zum Pöbel sich herablassende Dichter sich nur darum hernieder neige, um ihn zu erleuchten und zu bessern, nicht aber, ihn in seinen Vorurteilen, ihn in seiner unedlen Denkungsart zu bestärken [25]). Dieser Meinung Schreyers wird man sich nicht anschließen können, selbst wenn man berücksichtigt, daß Arnim mit seinem ganzen Schaffen erzieherische Arbeit leisten wollte. Bei seiner Erziehungsarbeit kam es ihm vor allem und grundlegend auf eine nationale Erziehung [26]) an und nicht auf eine Erziehung im Sinne der Aufklärer. Arnim, der nach seiner ganzen Art sich gern dem Volksglauben überließ [27]) und sich für jegliches volkhafte Wunderwesen interessierte, lag es wohl fern, in seinem Herzen die Welt des Geheimnisvollen wie ein Aufklärer durch ironische Behandlung zu leugnen. Damit will ich nicht sagen, daß Arnim nun allen im Volke lebenden Aberglauben guthieß und ohne kritische Stellungnahme seinen dichterischen Werken einverleibte. Nur war seine Grundhaltung dem Volksglauben gegenüber doch so, daß ein Lächerlichmachen dieser Bräuche und Vorstellungen ausgeschlossen war. Wir werden an anderer Stelle noch davon zu reden haben.

Auch sonst äußert sich Arnim über die absolute Wirksamkeit des Liebeszauber, z. B. in dem Gespräch Celindens mit ihrer Mutter Tyche: „So weißt du wirklich, daß Cardenio mich dann heiraten muß, daß er ganz mein auf ewig mir verbunden?" Worauf die Antwort folgt: „Ja, freilich, liebes Kind, das dunkle Reich erschließt sich nicht für einen Augenblick, wir stehen ewig dann in seiner Macht." Und in der Novelle „Melück Maria Blainville", die durchaus keinen scherzhaften Ton hat, sondern vielmehr auf einer gewissen tragischen Grundlage beruht, hat der auch gegen seinen Willen wirkende Liebeszauber, denn als solcher ist das Herznagen zu werten (vgl. Wuttke 554), einen ganz entscheidenden Einfluß. Bei dieser Erzählung wird recht deutlich, wie es bei dem Liebeszauber meist darauf ankommt, entweder von dem eigenen Ich dem Geliebten etwas beizubringen oder von dem Geliebten etwas in die eigene Gewalt zu bringen, wobei immer pars pro toto gilt [28]). Melück kann den Zauber an dem Grafen nur ausüben, da sie seinen Rock besitzt [29]). Es liegt schon ganz allgemein im Wesen des Zaubertrankes, daß er einen entgegen-

---

25) Hamburgische Dramaturgie, Schluß des ersten Stückes.
26) Schulze 34, Schönemann 190 f.
27) Arnim an Görres 8. 9. 1812, Schönemann 197.
28) HddA Bd. V, 1290; vgl. auch W XX 123.
29) W. I, 201 f.

gesetzen Willen bezwingt. So schildert Arnim in den „Kronenwächtern", wie Apollonias Vater durch den Zaubertrank eines Landsknechtes an der Trunksucht gehindert wird. Und ebenso verstand es der Landsknecht, der Apollonia geheiratet hatte, den Vater aus der Gewalt einer „bösartigen Witwe" zu befreien, „er hatte ihr etwas angeheftet, daß der Vater einen großen Überdruß gegen sie empfand [30]).

Der Gedanke, von dem Partner etwas in die Gewalt zu bekommen, den wir vorhin erwähnten, liegt sowohl dem als Rechtsbrauch (vgl. W III 324), wie auch als Zauber üblichen „Fußtreten" zugrunde. Im Wh. wird der Brauch zweimal angedeutet: im „Liede von zwölf Knaben" heißt es: „der dritt', der trat mir auf den Fuß" und ebenso wird er in dem bereits früher erwähnten Fastnachtsliedchen von der „Gegenseite" geübt:

„Ich bot der Jungfrau meinen Gruß,
Ganz freundlich trat sie mir auf meinen Fuß" [31]).

Daß durch das Fußtreten die eigene Kraft auf den anderen übergeht oder daß man dadurch Gewalt über den anderen bekommt, ist eine in mannigfachen Formen verbreitete Anschauung. Schwangere können Kranke gesund treten (Sartori Bd. I 21), Bäume werden zur Erhöhung der Fruchtbarkeit am Heiligen Abend mit dem Fuß getreten (Sartori Bd. III, 35, Anm. 31), und sehr bekannt ist das Streben der Brautleute, bei der Trauung heimlich den Fuß auf den des Partners zu setzen, damit man die Herrschaft in der Ehe hat (Sartori Bd. I 87). Das ganze geheimnisvolle Gehabe um den „Fuß", besonders als Liebeszauber, hat Arnim in einigen recht heiteren Zeilen zum Ausdruck gebracht:

„Knaben, Knaben, laßt euch warnen,
Ihr verseht euch, seht ihr hin
Auf den Fuß der Tänzerin,
Künstlich kann sie euch umgarnen,
Denn die Füße Netze stricken,
Wo die bunten Lampen blicken" [32]).

Zusammenfassend können wir sagen, daß Arnim ganz in der Meinung des Volkes steht, wie wir sie auch in zahlreichen Sagen und Bräuchen vorfinden, wenn er den Liebeszauber in einer ganzen Reihe von Fällen als dichterisches Motiv verwendet und aktiv wirken läßt.

---

30) W III 229.
31) Wh Bd. I 115 u. 148.
32) W XII 12.

In das nicht minder weitverbreitete Gebiet des Pflanzenaberglaubens werden wir durch die Novelle „Isabella von Egypten" eingeführt. Es ist die Zauberpflanze, genannt Alraun, die in der ganzen Erzählung eine Rolle spielt. Isabella will reich werden und forscht in den geheimnisvollen Büchern ihres unschuldig gehenkten Vaters. Dort liest sie, wie der Alraun erworben wird [33]), mit dessen Hilfe man sich alle Wünsche zu erfüllen vermag. Nach Arnims Schilderung wächst der Alraun als Wurzel aus den Tränen eines unschuldig Gehenkten unter dem Galgen. Nur ein reines Mädchen kann die Alraunwurzel heben. Und zwar muß das an einem Freitag in der Nacht (11. Stunde) geschehen. Allerdings kann das Mädchen die Zauberpflanze auch nicht selbst herausziehen; denn der Alraun stößt beim Herausziehen aus der Erde ein furchtbares Geschrei aus [34]). Sie muß einen schwarzen Hund mit ihren abgeschnittenen eigenen Haaren daran binden und sich die Ohren zustopfen; dann den Hund mit Brot locken, daß er mit seiner Kraft den Alraun herauszieht, sie selbst muß schnell davonlaufen. Der Hund wird beim Herausreißen der Zauberwurzel von einem Blitz erschlagen. Zu dieser Arnimschen Darstellung gibt es mehrere Varianten [35]), vor allem in einzelnen Zügen. So wächst z. B. der Alraun nach Grimm aus dem Sperma eines Diebes. Der Alraunglaube ist sehr alt. Der Name kommt von dem altdeutschen Wort alruna her, was ein geheimnisvolles Wesen bezeichnet [36]). Dieser Aberglaube ist aber auf keinen Fall germanischen Ursprungs; denn die Pflanze stammt aus dem Orient und heißt dort Mandragora [37]). Da die tief gespaltene Wurzel bei lebhafter Phantasie eine gewisse Menschenähnlichkeit vortäuschen kann [38]), mag die auffällige gespenstische Form neben der Giftigkeit der Pflanze Anregung zu abergläubischen Vorstellungen und zur Verwendung zu Zauberzwecken gewesen sein. Der Alraun heißt seiner Herkunft wegen auch „Galgenmännlein"; er wird — wie es bei Arnims „Isabella" in ganz

---

33) W I 24 f; Arnims Darstellung nach Grimmelshausens simplicianischen Schriften 4. Teil 261 f.; vgl. Grimm Sagen, Bd. I 83.

34) Schon der alte Alchimist und Astrolog Leonhard Thurneysser schreibt 1575: „Der grabt Alrauna underm Gricht, laufft weg, das ers hör schreien nicht."

35) Vgl. HddA Bd. I 312 f.; Wuttke 151.

36) Vgl. Kluge, der bereits für das ahd. Wort ein Koboldwesen vermutet.

37) HddA Bd. I 322.

38) Vgl. Abbildung: Herbarium München Univ.-Bibliothek 604 (15. Jahrhundert), und Landesbibl. Kassel Manuskr. des Antonius Musa (10. Jahrhundert).

phantastischer Ausschmückung geschieht — als Hausgeist betrachtet [39]). Hier hat sich die germanische Anschauung vom Hauskobold, der gepflegt werden muß und Glück und Reichtum bringt, mit dem Alraun-Mandragorakult vermengt. In Deutschland hat man sich oft mit Ersatzpflanzen, z. B. Enzian und Blutwurz, begnügt, vor allem in der Zeit, als ein schwunghafter Handel mit Alraunen einsetzte. In das Sprichwort ist der verbreitete Aberglaube auch eingegangen, so sagt man z. B. in der Dortmunder Gegend von einem, der plötzlich reich geworden, „De hat 'n Arun" [40]).

Die Springwurzel erwähnt, freilich in übertragenem Sinne, die alte Braka [41]): „Geld, das ist der wahre Hauptschlüssel, die wahre Springwurzel, bei deren Berührung die Türen aufspringen", auch der alte Hirte Gottschalk [42]) in den „Gleichen" spricht in einem scherzhaften Vergleich von diesem türenöffnenden Zaubermittel. Der Springwurzelglaube ist wahrscheinlich aus der Magie ins Volk gekommen [43]), er spielt in manchen Schatzsagen eine Rolle [44]). In nahem Zusammenhang mit der Springwurzel steht die Wünschelrute. Die alte Barbara in den „Gleichen" prüft mit der Wünschelrute, ob der große Hausschatz, der Dreibrüderschatz, noch an seinem Platze läge [45]) oder schon gehoben sei. Doch meist wird die Wünschelrute [46]) zu einem mehr natürlichen Zwecke, zum Auffinden von Wasseradern gebraucht. So ist der alte Tierarzt Jakob in der Novelle „Die Kirchenordnung" ein Rutengänger [47]), und in den „Kronenwächtern" will Berthold vor dem Brunnenbau einen Rutenschläger bestellen [48]), aber der Wunderdoktor Faust behauptet sogar, schon mit den Füßen allein zu spüren, wo Wasseradern liegen. In dem Falle der Wünschelrute können wir einmal deutlich sehen, wie öfters in den abergläubischen Volksvorstellungen ein mehr- oder minder großes Körnchen von Wahrheit verborgen ist. Gerade unsere Zeit, die sich von den

---

39) Vgl. Grimm Sagen Bd. I Nr. 84, HddA Bd. I 320.
40) HddA Bd. I 316. In der Literatur vgl. Goethes Faust II, V. 4979: „Der eine faselt von Alraunen".
41) W I 23. Die Ausdeutung dieses Aberglaubens auf S. 39 derselben Novelle, daß man von dem Genuß der Springwurzel springen muß, ist nur ein Scherzwort Arnims und nicht volkstümlich zu werten.
42) W XX 120.
43) Wuttke 125/162.
44) Vgl. Grimm Sagen Bd. I Nr. 9.
45) W XX 134.
46) Wuttke 143.
47) W IX 166.
48) W III 2. Buch, 6. Gesch.

Strahlungen eine ganz andere Vorstellung erworben hat, ist weit davon entfernt, die Wünschelrute als einfachen Betrug oder bloße Selbsttäuschung zu erklären.

Reich ist Arnims dichterische Welt an Vorzeichen und Vorahnungen. Diese Vorzeichen beruhen zumeist auf dem Sympathieglauben. Als Doris von Cardenio abgewiesen wird, „ist es ein böser Tag, das hat es mir bedeutet, als ich den Strumpf heute früh verkehrt mir angezogen“ [49]). Ein wenig tapferer Berliner Bürger im „Strahlauer Fischzug“ wird durch ein schlimmes Zeichen in seiner Angst vor der Belagerung bestärkt, „ein schwarzer Hund ließ seinen Schwanz fest eingeklemmt am Tor und wimmert, ein schlimmes Zeichen, es geht uns übel“ [50]). Agnes gesteht im „Waldemardrama“ ihrem Geliebten, Otto, „die Zeit ward mir unendlich lang, seit du im Kriege warst, und wenn die Krähen schrien, dacht' ich immer, du seist geblieben in der Schlacht [51]). Ebenso warnt Pamphilio den rasenden Cardenio, denn „die Raben, die das Haus umschreien, die warten schon auf deinen Leib“ [52]). Elstern, Raben und Krähen spielen in abergläubischer Vorstellung und Zauberei gern eine Rolle, sei es nun wegen ihrer Farbe, oder daß ein Nachklang von heidnischen Zeiten her mitspricht, wo man sie als heilige Vögel Wotans betrachtete, die die Zukunft wissen [53]). Meist gelten sie als Totenvögel, wie wir es auch in den erwähnten Beispielen sehen.

Der Verlust des Verlobungs- oder Trauringes bedeutet Unglück in der Ehe oder sogar den Tod des einen Partners [54]). Schon wenn sich der Ring leicht vom Finger streifen läßt, meint man daraus ein Zeichen für die schwankende Treue des Geliebten entnehmen zu können [55]). So wundert sich die Gräfin Dolores, als die Fürstin, ihre Nebenbuhlerin, ihr den Ring vom Finger ziehen kann, „da er sich doch sonst nur sehr schwer abstreifen ließ“. Und als der Ring kurz darauf noch ins Meer entgleitet, so deutet sie den Verlust des Ringes auf den Untergang ihrer glücklichen Ehe [56]). Ganz deutlich wird in Arnims Jugendroman „Ariels Offenbarungen“ die böse Vorbedeutung des Verlustes des Trauringes ausgesprochen:

---

[49]) W XVI 161.
[50]) W XVIII 287.
[51]) W XVIII 35.
[52]) W XVI 170.
[53]) Vgl. W III 43: „Die Elster weiß alles, was ich denke“.
[54]) Wuttke 304.
[55]) Diese Meinung konnte ich oft in Schlesien hören.
[56]) W VIII 4. Abt., 13. Kapit.

„O weh, daß ich verloren
Den Brautring, weh mir Armen!
Es ist ein böses Zeichen,
Verlust an gutem Ruhme,
Auch deutet es auf Leichen,
So spricht die alte Muhme“ [57]).

Ein Wunderzeichen als Vorbedeutung und Warnung erlebt Glinde, der Bürgermeister von Stettin [58]) in dem gleichnamigen Drama. Er hat dem Markgrafen Friedrich bei einer grünen Linde geschworen (S. 246), die Stadt ihm heimlich auszuliefern. Die grüne Linde, bei der er den Eid geleistet hat, ist in derselben Stunde ganz verwelkt, „ein wunderbares Zeichen Gottes ist 's, wie soll ich's deuten, es liegt so schwer auf mir, bei dieser grünen Linde schwor ich, sie ist verwelkt — in dieser kurzen Zeit“ [59]). Es klingt hier der Gedanke des Gottesurteils mit hinein [60]).

Als gutes Zeichen gilt es, wenn es im rechten Ohre klingt [61]). Bei Bertholds Hochzeit im „Kronenwächterroman“ hören wir von den Stadtweibern, wie bei der Feier geblasen wird (Hochlebetusch), und das Klirren der Gläser beim „Gesundheittrinken“. „Was sie wieder blasen! Das ist eine rechte Gesundheit! Da zerschmeißen sie alle Gläser! Nun, das ist auch recht, so ein Glas, woraus eine ordentliche Gesundheit getrunken ist, soll auch zu nichts anderm gebraucht werden, sonst schadet's; der Teufel weiß überall sich einzuschleichen“ [62]). Hier kreuzen sich zwei Vorstellungen, die eine, das Zerbrechen von Trinkgläsern bedeutet Glück [63]), was sich allgemein in dem Sprichwort: „Scherben bringen Glück“ äußert, zum anderen spiegelt sich darin eine uralte mythologische Furcht vor feindlichen Mächten, die dem Menschen sein Glück nicht gönnen [64]), „es graust ihm vor der Götter Neide“. Diese Furcht kann sich gar soweit steigern, daß man nichts mehr loben mag und aus

---

57) Ariels Offenbarungen. Neuausgaben v. J. Minor (Weimar 1912) S. 98.
58) W XVIII f.
59) W XVIII 256.
60) Wuttke 350, 322: „Unter den Füßen eines Meineidigen verdorrt das Gras.“
61) Trösteinsamkeit 387. Vgl. Wuttke 308. In Schlesien wird beim Ohreklingen gefragt, in welchem Ohre klingt's, wenn man es errät, so bedeutet es etwas Gutes (vgl. Wuttke 420).
62) W III 353.
63) Vgl. Sartori Bd. I 108, Wuttke 338. Das Zerbrechen des Trinkglases des Brautpaares deutet eine glückliche Ehe an
64) Wuttke 224.

Angst vor dem „Beschreien" immer das Gegenteil sagt [65]). Wenn man das Glas, aus dem man auf die Gesundheit und das Wohlergehen getrunken hat, zerschlägt, dann entzieht man es dem Bereich der bösen Mächte, und das Glück bleibt gewahrt, der „Teufel kann sich nicht einschleichen". Der Gedanke, daß man irgendwelche feindliche überirdische Mächte nicht herausfordern darf, liegt auch den Worten Gangolpfs in den „Gleichen" zugrunde: „Wenn wir eine vergnügte Stunde haben, ist gewiß ein Unglück in der Nähe" [66]).

Seltsame Steine dienen ebenfalls als Vorzeichen oder werden symbolhaft gedeutet. Celinde spricht von dem „flammenden Rubin" als einem Liebeszeichen [67]), und Granatsteine trägt man, einer Stelle im „Markgrafen Karl Philipp-Drama" zufolge, bei Trauer [68]). Besonders bekannt als zukunftsträchtig sind unter den Edelsteinen die Perlen. Sie bedeuten Tränen, was aus ihrer Gestalt heraus leicht zu erklären ist. Lysander nennt als Sinnbild der Tränen einen Perlenkranz [69]). Aus den Tränen einer Fee werden in der Volksvorstellung, wie sie sich auch in der Sage und Märchen spiegelt, Perlen [70]). Davon werden wir in einem anderen Zusammenhang noch zu sprechen haben.

Ebenso beliebt ist das Blumen- und Halmorakel im Volke [71]). Wer kennt nicht die neckischen Verse: „er liebt mich" usw. [72]). In „Ariels Offenbarungen" sagt Freya zu Herrmann [72a]): „Verachte nicht die Blumen, mancherlei Gedanken ziehen wir mit ihrem Dufte ein", und in derselben Szene lernen wir ein Halmorakel kennen. Die Stelle (S. 94) deutet den Vorgang der Halmbefragung durch das liebende Paar freilich nur eben an, so daß man sie nur mit Kenntnis dieses volkstümlichen Liebesbrauches richtig verstehen kann. Dieser stellt sich folgendermaßen dar: Sechs [73]) gleich lange Grashalme werden so zwischen die Knie genommen, daß man die unteren Enden nicht sehen kann. Die oberen Teile werden immer paarweise

---

65) Vgl. den Wunschruf: Hals- und Beinbruch.
66) W XX 141.
67) W XVI 164.
68) W XX 147.
69) W XVI 83.
70) W VIII 310.
71) Wuttke 340.
72) Vgl. Goethes Faust I, V. 3779 (Gretchens Befragung einer Sternblume).
72a) A. a. O. S. 94.
73) Die Angabe Arnims: „nimm hin 9 andre Halme", ist sachlich undurchführbar, weil die Halme paarweise geknüpft werden müssen.

geknüpft, und dann werden die Halme, ohne hinzusehen, gewendet und ebenso verknüpft. Falls zwei Personen zugleich das Orakel versuchen, dann kann, wie es uns Arnim schildert, der eine Partner die Enden halten und verstecken. Sodann wird das Halmbündel hochgehoben und das Resultat der Endenverknüpfung untersucht. Es können sich beim Zusammenflechten drei verschiedene Möglichkeiten ergeben haben. Entweder ist ein einziger großer Kranz entstanden oder ein Körbchen (= kleiner Kranz) mit einem größeren Kranz oder drei Körbchen. Je nachdem sich die eine oder die andere von den drei möglichen Figuren ergeben hat, macht man die entsprechenden Rückschlüsse auf die Liebessituation. Wenn sich ein einziger großer Kranz gebildet hat, so wird die Liebe als vollkommen gewertet [74]). Herrmann und Freya haben allerdings bei diesem Halmorakel wenig Glück: „Die Blumen sind nicht hold, kein Kranz gelinget." Von einem Blumenorakel ist auch in der „Gräfin Dolores" die Rede [75]). Und ein etwas mystisches Blumenzeichen [76]) hilft Berthold in den „Kronenwächtern" zu dem Hausschatz; dabei wird noch auf den Glauben hingewiesen, der in verschiedenen Varianten in den Sagen wiederkehrt, daß man beim Schatzheben ein Gebet oder einen Spruch sagen muß, damit er nicht entschwindet [77]). So erfahren wir beispielsweise von den drei Brüdern in den „Gleichen", die den alten Hausschatz heben wollen, daß sie dabei den Sohn des Hirten mit einer geweihten Kerze in der Hand aus einem großen Buche (Bibel?) lesen lassen [78]).

Auch das Geld, das Arnim den Kaiser Maximilian im „Kronenwächterroman" einmal mit dem Blut vergleichen läßt [79]), hat von jeher in der Zauberei und Wahrsagerei seine Bedeutung gehabt [80]). Und in demselben Werk hören wir von Berthold, daß er schon als Kind zweifelhafte Fälle mit Münzenwurf entschieden hat. Sogar in späteren wichtigen Lebensentschei-

---

[74]) Das Halmorakel ist in Schlesien wohl bekannt, ich kenne es selbst seit meiner Kindheit. Es werden folgende Reime dabei gesagt: „Ist die Liebe ganz, gibt's einen Kranz. Gibt's a Kerbel (Körbchen) und einen Kranz, da ist die Liebe weder halb noch ganz; gibts drei Kerbel, da ist die Liebe wie a Scherbel."

[75]) W VII 4. Abt. 16. Kap.

[76]) W III 65. Die Zahlenmystik, die dabei mit hineinkommt, ist nicht so sehr volkskundlich zu werten. Vgl. dazu Schulze 65 über Arnims Zahlenmystik.

[77]) Vgl. Wuttke 640 f.

[78]) W XX 230.

[79]) W III 256.

[80]) Wuttke 179.

dungen, z. B. bei der Frage, ob er Anna heiraten solle, oder ob sie zu jung für ihn sei, und ob sie ihn wolle, ruft er das Münzorakel, das sich hier fast mit religiösen Vorstellungen vermengt, an: „Er warf", heißt es in dem Roman, „die mit einem Kreuz auf der einen Seite bezeichnete Münze in die Höhe, fing sie mit der flachen Hand auf, und war diese heilig bezeichnete Seite oben, so billigte der Himmel seinen Vorsatz. Auch diesmal erhielt er dreimal das Kreuz hintereinander, somit blieb ihm kein Zweifel, daß er um Anna bald anhalten müsse"[81]). Das Geldorakel ist vor allem bei der männlichen Jugend bis auf den heutigen Tag sehr beliebt, wie viele Spielanfänge werden „nach Zahl oder Adler" entschieden. Auch im „Falschen Waldemar" Arnims ermitteln die beiden Trabanten des Erzbischofs mit Münzwurf ihren Gewinn oder Verlust: „Kopf oder Schrift"[82]).

Innerhalb dieses Gesamtgebiets abergläubischer Vorstellungen und Bräuche spielt seit altersher die Astrologie eine besonders bedeutsame Rolle. Heute noch ist sie tief im Volksaberglauben verwurzelt und noch durchaus in der Gegenwart lebendig[83]). Angefangen vom Jahrmarktszettel bis zum umfangreichen astrologischen Lebensbuch wird ein schwunghafter Handel damit getrieben. Im Vergleich zu Ausdehnung und Lebendigkeit dieses Bereiches des Aberglaubens ist es zunächst verwunderlich, daß in Arnims Werken die Astrologie verhältnismäßig wenig hervortritt. Es ist wohl hin und wieder vom Glücksstern (W XX 332) oder vom Unstern (W III 51) die Rede, auch wird der Konstellation der Sterne (Ariels Offenbarungen 40) und günstiger Heiratsaspekte gedacht (W IX 3); sonst ist aber die Tendenz da, der Astrologie wenig Raum zu gewähren. Als Birger dem Markgrafen Waldemar seine „Himmelszeichen" berechnen will, lehnt dieser solche abergläubische Berechnung ab, denn, „der gute Christ hat kein Gestirn"[84]). Nur ein astrologisches Himmelzeichen[85]), der Komet erfährt eine recht volkstümliche Ausdeutung[86]). Im Schlußabschnitt der Novelle „Isabella von Egypten"[87]), heißt es: „Am Himmel steht ein drohender Komet und glühet den Herbst

---

81) W III 211.
82) W XVIII 134.
83) Wuttke 105 f.
84) W XVIII 22, 279.
85) Die Sonnenfinsternis, die Arnim im 2. Kapitel der „Kronenwächter" beschreibt und bei der die Bürger von Waiblingen die Sterbeglocke läuten, ist mehr als ein plötzliches Schreckereignis zu werten.
86) Vgl. Wuttke 264. Die zweite Deutung, die Arnim noch bringt, daß der Komet die Geburt eines Helden ankündigt, ist literarisch aufzufassen.
87) W I 186/87.

zum Sommer". Weltuntergangsstimmung ergreift die Leute. Der Rheinschiffer jammert angesichts der schönen Traubenlese, „daß die Welt den Wein davon nicht mehr erleben möchte", oder man deutet den Kometen auf Mißwachs und Krieg. Dieser dichterischen Verwendung des Kometen liegt, wie Arnim selbst angibt, das reale Himmelsphänomen vom Jahre 1811 zugrunde [88]). Über dieses auffällige Kometenereignis, das er im Herbst 1811 am Rhein selbst miterlebte, mochte er reichliche Möglichkeit gehabt haben, des Volkes Meinung zu hören, während sonst offenbar astrologische Vorstellungen dem norddeutschen Märker nicht so bekannt waren; denn es ist ja nicht ganz so wie es Wuttke darstellt [89]), daß der „Planetenglaube" in Deutschland gleichmäßig stark sich verbreitet findet, sondern in Süddeutschland ist der astrologische Aberglaube in einem ganz anderen Umfange bekannt und üblich wie im Norden. Es ist daher durchaus wahrscheinlich, daß Arnim diese Vorstellungen von Natur aus nicht so geläufig waren.

Je geheimnisvoller eine Erscheinung ist, um so mehr gibt sie Nahrung für den Aberglauben. Um den Tod hat begreiflicherweise die Vorstellung des Volkes ein großes Gewebe abergläubischer Anschauungen geflochten [90]). Von dem allgemeinen Glauben, daß derjenige sterben muß, der sich selbst sieht [91]), macht Arnim poetischen Gebrauch, allerdings in scherzhafter Weise. Der einfältige Bauer Hans hat einen „wundertätigen Stein" [92]) erworben. Mit diesem glaubt er, sich in andere Menschen verwandeln zu können. Er will seinem Nebenbuhler und Nachbarn Wilhelm einen tüchtigen „Todesschreck" einjagen und sich wegen dessen Buhlschaft mit seiner Frau rächen, „da kommt der Wilhelm, der soll einmal erschrecken, wenn er sich selbst sieht, da wird er meinen, daß er stirbt". Ebenso finden wir diese Vorstellung in der „Gräfin Dolores" beim Grafen Karl [93]), der sich bei einem Wunderdoktor befindet und dessen Zimmer besichtigt; dabei heißt es: „er trat in das nächste Zimmer, da trat er sich selbst tief erschreckend entgegen". Allerdings wird alles ins Harm-

---

88) Vgl. ABr. 301. Arnim war im Herbst 1811 mit Bettina am Rhein.
89) Wuttke 104. Der Bearbeiter der neuen Ausgabe, E. H. Meyer, versieht diese Stelle auch mit einem Fragezeichen.
90) Sartori Bd. I 125 f. und Wuttke 723 f.
91) Wuttke 322.
92) W VI 100, gleichnamige Posse.
93) W VIII 67; vgl. auch W I 115, 124: „Jessus Maria, da ist noch eine Bella."

lose gewendet, denn der Wunderdoktor hat nur einen Hohlspiegel geschickt aufgestellt. Ganz ernsthaft jedoch bemerkt in „Halle und Jerusalem" Olympie einmal: „man soll nicht lange leben, wenn man sich selbst gesehen" [94]).

Den rechten Sterbeaberglauben lernen wir in Arnims „Gleichendrama" bei dem Tode der Gräfin von Altgleichen kennen. Hartmann, ein alter Diener der beiden Grafenhäuser von Gleichen, hört die Totenglocke von Altgleichen schallen, „es ist die Sterbeglocke, die zum Beten mahnt" [95]). Gewiß, das Läuten einer Glocke beim Tode ist heute wohl äußerlich gesehen mehr ein religiöser Brauch, aber die eigentliche Vorstellung, die zugrunde liegt, ist, die bösen Geister durch das Läuten zu vertreiben oder abzuwehren. Das Abwehren böser Geister durch Lärm hat seinen Platz ja in allen gefährlichen Übergangsstadien des menschlichen Lebens oder der Natur [96]). Der Tod kündigt sich meist vorher durch verschiedene Zeichen an, entweder durch Tiere oder durch Dinge, die sich plötzlich von allein bewegen oder entzwei gehen [97]). So heißt es entsprechend bei dem Tode der Gräfin: „Das Leichhuhn schreit so gar entsetzlich draußen, die Totenglocke schlug von selbst jetzt an" [98]). Und die Magd Anneliese, die später vor Schreck entflieht, erzählt noch: „Könnt' es nicht aushalten, als der Tisch gespalten bei dem Sarg der Alten" [99]). Um der Seele den Übergang in die andere Welt zu erleichtern, herrscht die allgemeine Anschauung, daß die Fenster und Türen geöffnet werden müssen. "Weh uns, die gute Frau ist tot", sagt Anneliese, „weh weh, die Fenster öffne ich der lieben Seele, daß sie nun frei zum Himmel steigen kann." Wenn der Mensch gestorben ist, gehört er dann einer anderen Welt an, und man beginnt sich vor ihm zu fürchten, deshalb müssen ihm bald die Augen zugedrückt werden, damit er niemanden mehr ansehen kann, sonst holt er jemanden nach [100]). So werden die Worte der Magd Anneliese verständlich: „Wie wird mir bang beklommen? Die gute Alte drohend zu mir blickt, ich hab' die Augen ihr nicht zugedrückt!"

Man fürchtet den Toten, aber andererseits gerade dadurch, daß er einer anderen Welt angehört, tritt er in das Bereich des

---

94) W XVI 81.
95) W XX 272.
96) Vgl. Wuttke 723, und die früher besprochenen Lärmumzüge zu Fastnacht und Neujahr und beim Polterabend.
97) Wuttke 297 f., 302.
98) W XX 282.
99) W XX 327; vgl. 356.
100) Wuttke 725.

Zauberwesens. Wie wir schon beim Liebeszauber gesehen haben, werden menschliche Körperteile gern als Zaubermittel verwendet. Aus Gliedern von Toten, vor allem von denen, die nicht auf natürliche Weise das Leben gelassen haben, Selbstmördern usw., kann man Zaubermittel bereiten [101]). Manche Leichenschändigung findet darin ihre Ursache. So hören wir von einem der Femerichter in den „Gleichen", die den Leichnam der Markesa begraben haben: „Bei eurem Eid, es bleibt der Ort verschwiegen, sonst gräbt das dumme Volk die Fremde aus, weil sie mit Gift ihr Leben selbst geendet" [102]). Wer z. B. den Finger eines Gehenkten bei sich trägt, dem gelingt angeblich alles, was er sich wünscht, und Wuttke [103]) bemerkt hierzu, daß es manchmal zweifelhaft bleibe, ob von Gehenkten oder von Selbstmördern die Rede sei. Es liegt der einfache Sympathieglaube und ein dunkles Gefühl zugrunde [104]), daß der Besitz eines Körperteils (pars pro toto) oder ein Gegenstand, der mit dem Toten in naher Verbindung steht oder gestanden hat, die Möglichkeit gibt, in die „andere Welt" einzudringen. Die Dorfleute lassen sich nicht abhalten, so berichtet der Schloßwächter in der Novelle „Die Kirchenordnung" [105]), von dem toten Pfarrer Melchior Haare abzuschneiden, und man erzählt schon, daß der Leichnam Wunder wirke, „der lahme Schmidt habe seine Krücken weggeworfen".

Eine ähnliche Tendenz liegt auch in dem Reliquienglauben, wenn die dabei obwaltenden Vorstellungen auch mehr oder minder religiös unterbaut sind. Aus „Waldemars" Lebensgeschichte hören wir, daß er einst mit so böser Krankheit befallen war, daß ihn niemand heilen konnte, jedoch habe dann ein Wunder Rettung gebracht, wie er mit den Worten berichtet: „Im Städtlein war da eines Heiligen Sarg, des heiligen Bruno, als ich der Glut im Bette nicht mehr widerstehen konnte, lief ich nach der Kirche, stürzte mich in den heiligen Sarg . . ." usw. [106]). Der Vertrag zwischen Fingerling und den beiden Bertholds wird „bei einem Kruzifix Hildegards, in welchem ein heiliger Knochensplitter eingelegt, von allen beschworen [107]). Schließlich ist die Einmauerung von Menschen als Bauopfer in neuerrichtete Bauwerke, von der uns Arnim im

---

101) Wuttke 188, f.
102) W XX 366.
103) Abschn. 189.
104) Sartori Bd. I 160.
105) W IX 218.
106) W XVIII 64.
107) W III 77.

Gedicht über die Erbauung des Straßburger Münsters berichtet [108]) auch nur ein Streben nach der magischen Gewalt der Toten [109]).

Der Glaube an die Wiederkehr der Toten ist allgemein [110]). Vor allem die, die noch ein Recht einzufordern oder eine Pflicht zu erfüllen haben, müssen wiederkommen. Dabei ist es verständlich, daß der Gedanke an die Rückkehr von Frauen, die im Kindbett gestorben sind, besonders naheliegt und ausgeprägt ist [111]). Vor allem dann kehren sie zurück, wenn das Kind nicht gut versorgt wird. Die Mutter kommt selbst und man sieht am anderen Morgen auf dem Bett einen körperlichen Eindruck. Auch dieser Zug ist in Arnims Werken einmal zu belegen. In „Halle und Jerusalem" erschrickt Olympie bei einem Eindruck in ihrem Bett und wird an das „alte Geistermärchen" erinnert, das sie in einem Kinderbuch gelesen „von einer Mutter, die im Wochenbett gestorben und dann als Geist bei ihrem Kinde nächtlich wachend saß, als seine Amme sorglos es verlassen hatte, am andern Morgen sah die Amme noch den Eindruck, wo sie gesessen, das Kind war satt und froh" [112]).

Wir haben bereits an einigen Stellen gesehen, daß Arnim den Aberglauben gelegentlich auch in scherzhafter Weise verwendet. Wie früher bereits dargelegt, glaube ich aber kaum, daß es sich hierbei immer um erzieherische Absichten handelt oder gar die Tendenz vorhanden ist, den Volksglauben lächerlich zu machen; sondern es liegt an solchen Stellen einfach ein gesunder Humor zugrunde, wie er auch im Volke selbst lebt, das sich zuweilen über den Aberglauben lustig macht und selbst innerhalb der ernsten religiösen Glaubenssphäre mitunter nicht davor zurückschreckt, durch scherzhafte Nachahmung von kirchlichen Zeremonien seine Späße zu machen [113]). In der Posse „Herr Hahnrei und Maria vom langen Markte" [114]) verwendet Arnim in dieser Weise sogar den grausigen Nachzehrer oder Blutsaugerglauben [115]). Der alte Hahnrei stellt sich tot, und sein Diener benutzt ihn als Zahlbrett für das unredlich erworbene Geld. Er setzt sich dem Alten aufs Gesicht und breitet das Geld auf dem Leibe aus. Der alte Hahnrei aber

---

108) W III 2. Buch 1. Gesch.
109) Vgl. auch Grimm Dtsch. Mythol. II. 1045.
110) Wuttke 747 f.
111) Vgl. Sartori Bd. I 158 und Wuttke 748.
112) W XVI 58/59.
113) Sartori Bd. I 12.
114) W VI 68 f.
115) Wuttke 765.

beißt in den Diener, der sofort entsetzt ohne das Geld entflieht: „Au weh, au weh, der Alte hat mich gebissen. Es spuckt, er ist ein blutsaugendes Gespenst."

Das Totenmahl, das uns Arnim im Einleitungsabschnitt der Novelle „Isabella von Egypten" von den Zigeunern [116]) erzählt, ist wohl in der Form, daß man dem Toten Trank und Speise vorsetzt, in Deutschland nicht üblich. Vielleicht liegt in dem „Totenschmaus" der Trauergäste ein Anklang [117]).

Verschiedentlich wird in Arnims dichterischem Schaffen der Geisterglaube [118]) als wirksames Motiv verwandt. Dabei muß man freilich feststellen, daß diese Stellen des öfteren nicht auf volkstümlichem Aberglauben beruhen, sondern tiefer gesehen mehr phantastisch romantisch gehalten sind. Jedoch rein volkstümlich fundiert ist einmal die Erzählung von „der weißen Frau und dem Ahnherrn", die sich in den Bahnen der zahlreichen Burgsagen der Art bewegt: „Die Mitternacht wird von dem Turm gerufen, es ist die Geisterstunde nun, die schlägt, ich will der weißen Frau ins Amt nicht fallen und Unglück melden." [119]) Anderseits kommen Arnims Vorstellungen über den Geisterglauben z. T. aus dem Ahnenkult, der ja bis zu einem gewissen Grade auch volkstümlich ist. Nach Olympies Äußerung erscheint die verstorbene Mutter immer zur Warnung vor einem nahen Unglück [120]). Die Worte Arnims: „Geister sind in jedem Hause" decken sich wieder ganz mit der Volksvorstellung. Und so recht volkstümlich ist vor allem sein Teufels- und Hexenwesen. Unmittelbar aus der Volksvorstellung genommen klingt die Teufelsbeschreibung des „kleinen Buben" [121]) in „Halle und Jerusalem": „Das Tier hat Hörner und Pferdefüße, das ist Satanas." Ebenso wird der Küster Kleon mit dem Pferdefuß geschildert, der sich später als schwarzer Teufel mit Hörnern entpuppt. Und eine durchaus typische Situation volkstümlichen Aberglaubens ist es, wie er Schlag 1 Uhr nachts am Ende der Geisterstunde erscheint, um mit der Hexe Tyche Hochzeit zu feiern [122]). Die alte Hexe Barbara in den „Gleichen" redet von Blocksbergfahrten, „auf dem Besenstiel die Luft zu spalten" [123]). Viren vergleicht die

---

116) W I 10.
117) Sartori Bd. I 159.
118) Vgl. Schönemann 202 f.
119) W XX 97 f.
120) W XVI 79.
121) W XVI 259.
122) W XVI 221; vgl. Wuttke 211 f. und 41.
123) W XX 361; vgl. Wuttke 215.

Hallischen „Rumpeltopfweiber" mit Satanas und seinen Hexenweibern auf dem Blocksbergtanz [124]), und der Markgraf Karl Philipp von Brandenburg sagt im gleichnamigen Drama zu Kral: „Nun, Alter, ist das nicht ein Zauberwesen, wie alte Hexen üben, die den Besen satteln? [125]). Von Megalone wird Eckhardt gegenüber im Drama „Der echte und der falsche Waldemar" die Fähigkeit der Hexen, Menschen in Tiere zu verwandeln, erwähnt [126]): „Wenn ich dich wegen deiner schnöden Rede zu einem Raben schnell verbrennte". Vor allem haben sie die Fähigkeit des bösen Blickes, der Krankheiten, Abmagerung und sogar den Tod herbeiführen kann [127]). In der Erzählung „Melück Maria Blainville" haben wir ein ganz deutliches und drastisches Beispiel für diese verhängnisvolle Wirkung des bösen Blickes. Es heißt dort von der dämonischen Araberin: „Melück nahm es im Augenblick wahr und blickte auf ihn (Graf Saintree), daß er für einen Augenblick erblindete und im Krampfe niederstürzte" [128]). Die schreckliche Krankheit, die den Grafen im weiteren Verlauf der Novelle befällt, hat einerseits ihre Ursache in dem „herzzerreißenden Blick", andererseits in dem schon besprochenen Liebeszauber.

Ebenfalls deutet Arnim die furchtbare Bestrafung der wirklichen und vermeintlichen Hexen in den grausamen Hexenprozessen früherer Jahrhunderte an. Melück wird mit dem Wassertod bedroht [129]): „Ins Wasser, ins Wasser mit dir, du Hexe", und von Megalone heißt es [130]): „So mußt du brennen, Hexe". Zuweilen üben nach dem Volksglauben auch Männer Zauberei aus [131]), so wird in „Halle und Jerusalem" auf der Fahrt nach dem Orient Ahasver von den Seeleuten für einen Hexenmeister gehalten, der das Wetter machen kann [132]). Eine Art Hexenabwehr, „Die Unruh", haben wir bereits bei dem früher zitierten „Sommerliedchen" kennen gelernt. Zu diesem Zwecke trägt man ferner unverständliche, geheimnisvolle oder schlecht leserliche Worte auf einem Zettel bei sich, oder man nagelt solche Schriftzeichen über die Haustür [133]):

---

124) W XVI 132.
125) W XX 12.
126) W XVIII 52.
127) Vgl. Wuttke 220, 395.
128) W I 213, 217.
129) W I 217.
130) W XVIII 52.
131) Wuttke 217.
132) W XVI 268 und 263.
133) Wuttke 243 f.

„So leserlich, daß ich's auf hundert Schritt für einen Fußsteig vieler Krähen hielt, ich nagelte die Tafel an mein Schloß, um sie gegen Hexerei zu sichern", sagt Haken im „Echten und falschen Waldemar" [134]).

Durch den Alraun, der auch als Hauskobold auftritt, sind wir bereits mit den Kobolden in Berührung gekommen. Bei den Bauern ist der Koboldglaube weithin verbreitet [135]). Die Kobolde sind den Menschen nicht feindlich gesinnt, sie geben vielmehr gute Ratschläge, warnen vor Gefahr und helfen bei der Arbeit. Meist erscheint der Kobold als ein graues Männchen, das sich am Herd oder auch sonstwo im Hause aufhält [136]). So erzählt Pura in den „Appelmännern" der Bürgermeisterstochter: „Seit mir dein Bruder nicht mehr schrieb, da seh' ich auch in unsrer Küche einen kleinen grauen Mann, der geht nicht fort, bis ich mit einem Feuerbrand ihn werfe, da beißt er grimmig drein und schleichet untern Herd" [137]). In der allgemeinen Auffassung jedoch ist der Kobold sehr empfindlich gegen schlechte Behandlung und will gut gefüttert werden, verrichtet aber dafür eifrigst Dienste [138]). Einen solchen Kobold entdeckt „Martin Martir" in der gleichnamigen Novelle während seiner ersten Nacht auf der Notpfarre in dem einsamen Fischerdorf. Er kann sich über die Erscheinung nicht recht klar werden, ist sie ein Traumgebilde oder Wirklichkeit [139]), und fragt am andern Tage seine Wirtschafterin, ob sich zuweilen nicht ein Hausgeist zeige. „Freilich", antwortet die Frau, „das ist doch mein Glück, wie sollte ich sonst mit der Arbeit fertig werden? Wer sollte Essen kochen, abwaschen, die Stube scheuern, die Ziegen milchen, das Schwein füttern und die Hühner, wenn ich zu Frauen in Kindesnöten geholt werde?" [140]) Und die Pfarrwirtin erzählt weiter, daß der Hausgeist für ein Näpfchen Milch mehr leiste als die beste Magd. Mit den Hauskobolden vermengt sich bei Martin Martir die Erscheinung von Wichten. Nachts sieht er einen „Zug kleiner Wesen von der Tür her, er hört deutlich die Tritte, hört, wie sie pfeifen, es ist, als ob sie scharf beschlagene Stiefelchen trügen, so laut ist ihr Auf-

134) W XVIII 6.
135) Vgl. Grimm Sagen Bd. I Nr. 71.
136) Vgl. HddA Bd. V 34 f. und Bd. III 1771.
137) W VI 165.
138) Wuttke 47.
139) Auf das für Arnim so eigentümliche und auch in dieser Erzählung hervortretende Ineinandergreifen von Märchenland und Wirklichkeit gehe ich hier nicht ein, da es außerhalb unserer Betrachtung liegt. Vgl. dazu Kroiß 56 f.
140) W X 140 f.; vgl. Grimm Sagen Bd. I 91.

treten mit den kleinen Füßchen. Auch sie gehen hin, wo Milch und Brot gestanden, sie wirtschaften mit einer Brotrinde, als ob sie diese wie einen schweren Steinblock forttransportieren wollen: Daß sind die kleinen Wichte", seufzt da Martin Martir im Halbschlaf.

Der in Arnims Werken zweimal begegnende „feurige fliegende Drache" ist eine abergläubische Vorstellung, die in seiner Zeit allgemein bekannt war [141]). Wuttke (S. 49) weist darauf hin, daß der feurige Drache in mancher Beziehung mit dem Kobold verwandt ist. Cardenio wünscht sich nach dem Überfall Lysanders, daß ein fliegender Drache über den Himmel zöge [142]), und in der „Pfalzgrafennovelle" [143]) wird der verbreitete Aberglaube vom feurigen Drachen geschickt ausgenutzt, um die Liebschaft des Pfalzgrafen und Eleonores zu verbergen. Des Pfalzgrafen Kleid war in Brand geraten, und Eleonore warf es zum Fenster hinaus in den Schloßgraben: „der Pfalzgraf hatte wohl gehört, wie ein paar Leute auf der Straße von einem feurigen Drachen riefen, der vom Himmel gefallen, als die Fürstin sein Wams in den Schloßgraben geworfen", und bald, hören wir, kam der Bruder Eleonorens und berichtete „Zwei Ritter schwören, daß ein feuriger Drache in den Schloßgraben sich gestürzt habe. Das bedeutet Tod in unserem Hause" [144]).

Martin Martir drang in der erwähnten Novelle in seinem Halbwachen und Träumen in eine andere Welt hinein. Der Traum erweitert das Bereich des Natürlichen, und im Volksglauben wird er immer wieder dafür in Anspruch genommen, die Zukunft zu entschleiern. Bei der volkskundlichen Auswertung der Träume, die in Arnims Werken oft eine bedeutungsvolle Rolle spielen [145]), ist von den beiden Möglichkeiten der Betrachtung [146]), nämlich dem Traum als Symbol oder ihn als Vorahnung in den Handlungsablauf einzuweben, bei Arnim nur die letztere Art vorhanden. Der Pfarrer Remel in dem Puppenspiel „Die Appelmänner" sieht in einem Traumgesicht das Eindringen des Vivigenius und den Brand der Stadt voraus [147]). Der kleine Joseph in den „Gleichen" träumt von

---

141) Vgl. Schönemann 115.
142) W XVI 59.
143) W IX 51/53.
144) Oft wird jedoch der fliegende Drache als glückbringend betrachtet.
145) Vgl. Hartmann 121.
146) Vgl. Wuttke 324 f.
147) W VI Die Appelmänner, 1. Auftritt.

dem großen Dreibrüderschatz und von dem Untergang seiner beiden Brüder [148]). Anna träumt von Berthols Siege im Turnier und daß sie den Preis von ihm bekommen [149]). Olympie schaut im Traum ihre Vermählung mit Lysander und die Verzweiflung Cardenios voraus [150]). Und in einer sehr schönen Szene im „Strahlauer Fischzug" [151]) erzählt das arme Fischermädchen Agnes ihrem Bräutigam, dem Bürgermeister Reich von ihren traumhaften Vorahnungen des nun wirklichen Glückes. "In langen Winterabenden" habe sie immer davon geträumt, wie sie ihn in der Spree in ihrem Netz gefangen und heimlich für sich aufbewahrt habe, da erschrickt sie aus ihren Träumereien, denn ein Kienspan flammt im Herde hell auf, „. . . und nun ist alles wahr". Hierbei kommt zu der Vorahnung etwas symbolische Traumdeuterei mit hinein, der aufflammende Kienspan bedeutet nämlich Erfüllung, wie überhaupt helles Feuer im Traume als Zeichen für Glück, Geld und baldige Hochzeit gilt [152]). Gegen böse Träume und deren Erfüllung kann man sich wehren [153]). Zuweilen geschieht das mit religiösen Mitteln: „Bezeichnet eure Stirn mit einem Kreuz, so sinken von euch alle bösen Träume" [154]).

Ein uraltes Mittel, die Zukunft zu erforschen, ist die Wahrsagerei in all' ihren verschiedenen Formen. Vor allem dem weiblichen Geschlecht wird die Gabe wahrzusagen zugesprochen „von jeher findet sich unter ihnen viel Wahrsagerei" lesen wir in der „Gräfin Dolores" [155]). Unter den mannigfachen Mitteln der Zukunftsbefragung ist das Kartenlegen eins der ältesten; Wuttke leitet es vom Werfen der Runenstäbchen ab [156]). Im „Waldemardrama" fordert Eckhardt die Megalone auf, ihm die Karten zu legen [157]). Er will wissen, „ob ihn sein Herr bald versorgen wird, ob die Hunde gesund, ob die Frau treu ist". Eine psychologisch wie volkskundlich gute Beobachtung Arnims wird in der Aufforderung Eckhardts an Megalone kund: „Erzähle nur, mir steht gewiß noch viel bevor". Das Volk kommt den Wahrsagerinnen immer auf halbem Wege entgegen durch die Begierde, möglichst viel zu erfahren. Leute,

148) W XX 126.
149) W III 205.
150) W XVI 80/81.
151) W XVIII 299.
152) Vgl. Wuttke 325.
153) Wuttke 422.
154) W XX 97.
155) W VIII 309; vgl. auch Tacitus Germania I, cap. 8.
156) Wuttke 344.
157) W XVIII 53.

die von weither sind, erscheinen besonders geeignet zum Wahrsagen. Hier nehmen die Zigeuner einen hervorragenden Platz ein [158]). So erfahren wir in „Halle und Jerusalem" von Cardenio, daß ihm die Zigeuner öfter einen frühen Tod geweissagt haben [159]). In den „Kronenwächtern" läßt sich Frau Anna von einer Tirolerin aus der Hand die Zukunft deuten. Der Aberglaube ist in diesem Falle wieder mit einem scherzhaften Grundton angewendet, denn die Tirolerin ist nicht echt; es ist der verkleidete Sänger Grünewald, der ihr nur weissagte, „was er ihr ansah . . ." [160]). Die volkskundliche Beobachtung lehrt, daß es nach verbreitetem Volksglauben Leute gibt, die anderen „etwas mehr" ansehen können. Dementsprechend behauptet Appelmann von dem Pfarrer Remel, daß er jedem ansehe, der bald sterben müsse, und Birger erzählt, daß er oft einen „klugen Blick" habe, weil seine Mutter aus Finnland stamme [161]).

Der Wunsch, plötzlich reich zu werden, Gold zu machen oder den Stein der Weisen zu finden, ist immer volkstümlich gewesen, man denke nur an die Geschichte vom Bäuerlein: „und was ich berühre, das werde zu Gold". Trotz der mannigfachen alchimistischen Fälschungen [162]) war die Hoffnung auf das „Goldmachen" ähnlich der Sehnsucht nach dem perpetuum mobile stets lebendig, und zahllose „Schwartzkünstler" haben Fürstenhöfe wie Jahrmärkte gleichermaßen mit ihren Täuschungsmanövern bevölkert. Auch Arnim ist der Aberglaube an Quacksalber und Adepten wohlvertraut. Bereits in „Halle und Jerusalem" ist von der Verwandlung der Metalle die Rede [163]). Der Dichter hat, wie schon Schönemann hervorhebt, damit der stets volkstümlichen Alchimie einen Tribut gezollt [164]). In der Novelle „Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber" lernen wir die alte mystische Tinktur, die „höchste Färberei" des Näheren kennen. Der Färber Golno, „der schon viel vom Goldmachen gehört hatte und daran glaubte wie seine Zeit", wird mit dem Alchimisten Gundling bekannt. Alsbald entwickelt sich in Golnos Färbereilaboratorium eine rechte Hexenküche. „Gundling hatte unterdessen schon alles bereitet, das Feuer brannte, der Tiegel

158) Wuttke 208.
159) W XVI 136.
160) W III 392. Er sieht bei ihr die ersten Zeichen von Schwangerschaft und prophezeit ihr ein Kind.
161) W XVIII 8.
162) Vgl. schon bei Sebastian Brant im „Narrenschiff": „Damit ich nicht vergeß hiebi den großen Bschiß der Alchimi!"
163) W XVI 113; vgl. W XV 17.
164) Schönemann 196

glühte“ [165]). Die Silberstücke, die der Alchimist zu Gold verwandeln will, bestreicht er zuerst mit einem geheimnisvollen schwarzen Stein, dann nimmt er ein Fläschchen mit der Tinktur, „die stark genug ist, um wenigstens dreißig Millionen Pfund Silber in Gold zu verwandeln“, und gibt ein wenig davon in den Tiegel, in dem bald ein mächtiges Prasseln entstand, als ob sich etwas gänzlich auflöse. Der Versuch gelingt, Golno bekommt die Zaubertinktur geschenkt und ist eigentlich am Ziel aller seiner Wünsche: „Königreiche kann er kaufen“. Wie aber auch in der gesunden Volksvorstellung der übermäßige „Goldsegen“ zum Verderben führt, so kommt der biedere Färber Golno dicht an den Wahnsinn, aus der ihn nur die rasche entschlossene Tat seiner Jugendgeliebten rettet, die die Teufelstinktur in die Spree wirft. Er kommt zur Besinnung und dankt Gott, wie jenes Bäuerlein, das aus dem Gold-Angsttraum erwacht. Vielleicht können wir hieran eine kurze Betrachtung über Arnims volkserzieherisches Wirken knüpfen und uns dabei auch an die Erwägung in früheren Abschnitten erinnern. Arnim läßt den alchimistischen Versuch vollauf gelingen. Er macht also den Aberglauben im Prinzip nicht lächerlich, sondern setzt erst dort, wo der Aberglaube zum Fluch zu werden droht, die lebendige befreiende Tat ein.

Aberglaube und Volksmedizin.

Gerade auf medizinischem Gebiet schätzte Arnim den Glauben und das Wissen des Volkes. Am 8. 9. 1812 schrieb er an Görres, daß er sich . . . in einer hygienischen Sache nach seiner Art dem Volksglauben überlassen habe. Arnim ahnte wohl hinter mancher Quacksalberei ein tieferes Wissen des Volkes um die geheimen Kräfte der Natur. Zum anderen waren ihm die sympathischen Kuren vertraut oder wenigstens in den Bereich der Möglichkeit gerückt durch die damals noch wenig entwickelten Lehren der Naturwissenschaften [166]). Die Volksheilkunde verbirgt zuweilen ein altes Wissen und ist mit Unrecht lange Zeit völlig verachtet worden. Priester und Mönche sind oft im Besitze alter Kenntnisse, die sich dann in der Volksvorstellung hin und wieder noch mit anderem Aberglauben vermischen [167]). Besonders beliebt ist der Kräuterglaube. Auch in Arnims Dichtung finden wir einen Niederschlag davon. So heißt es in den „Gleichen“, als man den durch einen ver-

---

165) W I 319.
166) Schönemann 194/95.
167) Wuttke 207. Vgl. W IX 168.

gifteten Pfeil schwer verwundeten Ritter Plesse gefunden hat, „der Geistliche wird bald kommen und die Kräuter bringen, die gegen Gifte wirksam sind“[168]). Und in derselben Szene staunt der Gräfin Bruder, „wie solche Kraft in dem unscheinbaren Kraute kann eingeschlossen sein“. Im „Martin Martir“ entgegnen die Studenten dem Pfarrer, der sie vom Genuß der krepierten Kuh fernhalten will, „Zwiebeln sind gut gegen Vergiftung“. Allerdings gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen und der sterbende Bürgermeister Glinde lehnt mit den Worten alle Hilfe ab: „mir hilft kein Kraut, kein Balsam“ [169]). Zuweilen haben Zigeuner eine gute Heilkräuterkenntnis, so findet Isabella im Nachlaß ihres Vaters, des Zigeunerkönigs, ein Bündel von Kräutern und Säcke mit Wurzeln [170]).

Den Bader als Heilkundigen haben wir schon kennengelernt. Auch der Scharfrichter spielt in der Volksvorstellung und volkstümlichen Heilkunde eine große Rolle [171]), die jedoch mehr als beim Bader mit dem Aberglauben verbunden ist. So erzählt in dem Roman „Die Gräfin Dolores“ der Prediger Leonardo die heitere Geschichte, wie der Arzt Traupel die Schwangerschaft seiner Braut als Wassersucht behandelt habe „und die Bauernweiber, die mit ihren zehnfachen Röcken in der Stube herumwackelten, gaben auch ihren Rat, sprachen vom Scharfrichter, der eine Messerspitze voll Pulver gegen die Wassersucht gebe“ [172]). Während der offizielle Arzt noch über diesen Quacksalber, den Scharfrichter, schimpft, findet die Geburt statt. Wir haben hier zugleich ein heiteres Zeitbild von dem Widerstreit zwischen Volksheilkunde und wissenschaftlicher Medizin, die hier in Arnims Darstellung sehr schlecht wegkommt, obwohl das Pulver des Scharfrichters in einem solchen Falle auch nicht geholfen hätte. Vielleicht war es erst unserer Zeit beschieden, die Brücke zwischen den beiden Gebieten zu schlagen. Dem Bürgermeister Appelmann in Arnims groteskem Puppenspiel gleichen Namens muß der Scharfrichter immer einen Kühlungstrank bringen und steht dafür in einem gewissen Ansehen bei diesem [173]). Auch pflegt er dem Bürgermeister das Blut abzulassen. Von anderen, mehr sagenhaften Fähigkeiten des Scharfrichters werden wir noch zu reden haben.

---

168) W XX 366.
169) W XVIII 261.
170) W I 12.
171) Vgl. Wuttke 206.
172) W VIII 79.
173) W VI: Die Appelmänner, 1. Aufzug.

Das Blut als „ein besonderer Saft" ist von jeher ein beliebtes Mittel in der Zauber- und Heilkunde gewesen [174]). Wiederum bezeugt Arnims Dichtung, daß ihm die im einzelnen recht verschiedenen Vorstellungen von der Wirkung des Blutes wohlvertraut sind [175]). In dem Drama „Der Auerhahn" fürchtet der Kanzler des Eisernen Heinrich, daß das schwarze Blut seines Herrn Freveltat erzeuge, und in einem anderen Werke hören wir, daß entzündetes Blut durch einen starken Aderlaß geheilt werden muß [176]). Vor allem aber spielt das Blut in den „Kronenwächtern" eine wichtige motivbildende Rolle, beruht doch der ganze weitere Fortgang der Romanhandlung auf der Blutheilung und -transfusion Bertholds durch Faust. Berthold war durch einen Blutsturz in seiner Jugend schwer erkrankt, von dem er sich nicht mehr erholen konnte. Wir erhalten bei der Schilderung dieser Krankheitszustände ein sehr anschauliches und drastisches Bild von Quacksalberei und Wunderkuren [177]). Berthold erzählt dem Maler Sixt, wie von den zwei Müttern, die er hatte, der Pflegemutter und der rechten, immer die eine die andere mit neuen Heilmitteln zu übertreffen suchte; und er habe „verschlucken und einreiben müssen, was der Wahn von Jahrhunderten in den Köpfen der Leute an Geduldsmitteln für Kranke zusammengebracht hat". Resigniert weist er auf einen Schrank: „Seht da alle Flaschen, Kruken und Schachteln Arzneimittel in diesem Schranke, die ich während der Jahre ausgeleert habe". Meister Sixt weiß aber von einer neuen Heilkunst, und obwohl sich Berthold nicht belehren lassen will, redet der Maler von einem geheilten Fall von „horror vacui" und stürzt davon, um den Wunderdoktor Faust zur Heilung zu holen. Faust erscheint in einer phantastischen Aufmachung, wie ein typischer Wunderdoktor in Jahrmarktbuden. Er rechnet an einem geheimnisvollen Apparate „voll künstlicher Scheiben und Zifferblättern, in welchem unzählige Räder schnurrten", die Konstellation Bertholds aus. Sie ist zu Ende, schrie er dann, und nur eine Transfusion könne Berthold retten. Mutter Hildegard erkundigte sich gleich, „wie sie gekocht und abgedämpft werde". Faust erklärt die neue Heilungsart und läßt den starken, kräftigen Jungen des Malers Sixt holen, der an Blutüberfülle leidet, und alsbald beginnt die mysteriöse Transfusion. Er zieht sein Wams aus, streift seine Ärmel auf,

174) Wuttke 491, 532 u. a. m.
175) Vgl. Schönemann 196.
176) W XV 25.
177) W III 162.

setzt eine große Brille auf und nimmt aus dem Planetenkasten eine Saugpumpe. Dann öffnet er mit einem Schnepper die Adern des Kranken und des Gesunden. Meister Sixt und Fingerling müssen das Tretrad bedienen, und Faust selbst „arbeitet wie ein Rasender", daß ihm die Augäpfel heraustreten. Mutter Hildegard, die beten will, bekommt einen Schlag auf den Mund. Eine rechte Teufelskur geht vor sich, aber die Heilung gelingt, und Berthold ist nicht nur geheilt, sondern zugleich verjüngt. Der Gedanke und der Wunsch der Verjüngung oder sich jung zu erhalten, ist bis auf den heutigen Tag im Volke lebendig [178]), und keine Mittel werden gescheut, dies zu erreichen, auch wenn man zu diesem Zweck mit dem Bösen in Verbindung treten muß [179]). Faust berichtet prahlerisch, daß „jene Mühle, in der die Alten jung werden, von der das Volk erzählt" [180]), nur eine geringe Bedeutung seinem Heilungswerke gegenüber habe. Auf Grund der Blutübertragung besteht nun ein magischer Zusammenhang zwischen dem geheilten Berthold und dem blutspendenden Knaben, sogar bezüglich der Lebensdauer [181]). Ein ähnlich magischer Zauber wirkt auch in der schon früher erwähnten Erzählung „Melück Maria Blainville" [182]).

Mit der Volksheilkunde in engem Zusammenhang steht das abergläubische Besprechen von Krankheiten und körperlichen Schäden, ragt aber andererseits, wie wir noch sehen werden, über die Heilkunde hinaus [183]). Der eigentliche Kern der Besprechungsformeln, der stets die entscheidende Rolle spielt, geht bis in die graue Vorzeit zurück, und trotz späteren christlichen Gewandes der Segensformeln kann man oft noch das ursprünglich heidnische Element erkennen [184]). Ein beachtliches Beispiel für das zähe Festhalten an altem Zauberwesen gibt uns Arnim in der bereits mehrfach genannten „Kirchenordnung", da heißt es: „Gab es doch unter den alten Müttern noch Gebräuche aus vorchristlicher Zeit, Opfer, die sie an gewissen Tagen für Leidende unter seltsamen Zeremonien dar-

---

178) Immer wieder kann man Anpreisungen von mehr oder minder geheimnisvollen Elexieren lesen, die die Kraft der Verjüngung haben sollen.

179) Vgl. Wuttke 123, 456.

180) W III 167; vgl. W VIII 93, wo der Gedanke in humoristischer Weise wiederkehrt.

181) W III 281, 469.

182) W I 234.

183) Wuttke 225 f. und 481.

184) Vgl. das christliche Gewand der Merseburger Zaubersprüche und Wuttke 242.

brachten, und die sie Jahrhunderte hindurch der viel schärferen Aufsicht katholischer Geistlicher entzogen hatten“ [185]). Diese „seltsamen Zeremonien“ sind wohl als Besprechungen mit den dazugehörigen geheimnisvollen Handlungen aufzufassen. Besprechungen werden gegen alle möglichen Krankheiten angewendet. In dem Drama „Markgraf Karl Philipp von Brandenburg“ erinnert der alte Diener Kral den verwundeten Markgrafen Philipp daran, wie er ihm „die Rose und das Fieber in seiner Jugend besprochen habe“ [186]). Zugleich bittet er den Markgrafen, auch die neue Wunde besprechen zu dürfen. Der Markgraf ist jedoch mißtrauisch und will erst die Zauberformel hören und wissen, wie Kral den Degen dabei führt. „Den Degen dürft ihr sehen in seiner Schwingung, die mit dem heiligen Kreuz beginnt und schließt; doch meinen Spruch vertraue ich nur den Meinen“, lautet die Antwort. Deutlich scheidet sich hier die christliche Hülle, die zu der eigentlichen Besprechung wie eine Umrahmung wirkt, von der alten Zauberformel, die sorgfältig von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben wird [187]). Im weiteren Verlauf der Handlung erhalten wir ein gutes Beispiel dafür, wie eng die Sympathie mit dem Besprechen verbunden ist. Des Markgrafen Freund Hessen zeigt sich interessiert, denn seine Mutter hat auch noch etwas vom Besprechen verstanden [188]). Er fragt, ob Kral die Spitze oder die Schneide des Degens bei der Heilung gebrauche und erhält die Antwort: „Die Spitze, weil ein Stich zu heilen ist“. Darauf erwidert Hessen: „So hat der Aberglaube doch seine Regel, und gleich dem Glauben kommt er ohne Willkür. Gerade so verband mich meine Mutter, wenn ich als Knabe mich geschnitten hatte. Doch brauchte sie das Messer statt des Degens“, worauf Kral die volkstümlich interessante Unterhaltung mit den Worten schließt: „Sie hatte recht, die Wunde kam vom Messer [189]).“ Wir sehen schon hier recht deutlich, wie für den Besprechungs- und Sympathieglauben die „Lebensharmonie“, die wir noch näher betrachten werden, eine entscheidende Rolle spielt. Die „Sympathie des Zeugnisses und

---

185) W IX 168.
186) W XX 8.
187) Wuttke 167, 125.
188) Auch ich erinnere mich aus meiner Kindheit deutlich, daß meine Mutter, wenn ich mich irgendwie verletzt hatte, darauf bließ und sagte: „Heile, heile, Rumpeldreck, morgen früh ist alles weg.“ Vielleicht liegt in diesem Kinderreim ein Rest alter Besprechung.
189) W XVIII 9. Vgl. Parzival, dort ist der Gedanke noch weitergeführt: „Die Wunde schließt der Speer nur, der sie schlug“.

die Sympathie der Tat" berühren sich [190]). In der Erzählung „Holländische Liebhabereien" bespricht Primula Jan's Wunde, um ihn gegen das Wundfieber zu schützen: „Eure Wunde will ich verbinden und etwas gegen die Entzündung sprechen, was gewiß hilft." Darauf riß, wie weiter erzählt wird, das Mädchen einen Streifen von ihrem Hemd ab und brach einen Zweig, den sie unter Gemurmel auf die Wunde drückte. Auch von Megalone hören wir im „Waldemardrama", daß sie die Fähigkeit besaß, das Blut zu besprechen, wenn sich ihr Schützling Otto schwer verletzt hatte [191]).

Die Zauberformeln, die vielleicht an sich und von Haus aus um des geheimnisvollen Eindrucks willen nicht immer sinnvoll sein wollten, sind sicherlich im Laufe der Jahrhunderte stark entstellt worden; aber gerade das Unklar-Rätselhafte macht sie zur Zauberei besonders geeignet. Bei den Zauberformeln kann man zwei Arten unterscheiden. Die eine ist die rein befehlende, die andere ist mehr erzählend gehalten. Bei der erzählenden Form wird immer etwas aus dem Gebiete des Naturgeschehens, der Sage oder Legende in eine mehr oder minder deutliche Beziehung zu dem Besprechenden gesetzt. Gewisse Übergänge zwischen beiden Arten finden sich, zumal die erzählende zuweilen verschleiert einen Befehl einschließt. Bei Arnim finden wir, wie wir noch sehen werden, die erzählende Art, in die dann der Befehl eingeflochten ist. Wuttke [192]) meint, daß die erzählende Art älter ist und dem deutschen Wesen in tieferem Sinne entspricht als die knappe kalte Befehlsform des orientalischen Zauberers. Seine Annahme begründet er tiefsinnig und überzeugend in folgenden, für das Verständnis dieses ganzen Besprechungsbereiches wichtigen Ausführungen [193]): „So närrisch die Formeln im einzelnen auch klingen . . ., so liegt diesem Parallelismus, dieser Poesie des Gleichnisses, doch die Ahnung eines tieferen Gedankens zu Grunde, des Gedankens, daß auch unter der scheinbaren wirren Zerstreuung des vereinzelten Daseins durch alles Sein doch ein tiefer innerer Zusammenhang hindurchgeht, ein gegen alles Zerfahren und Zerfallen gegenstrebendes, einheitliches Leben; und in diesen Besprechungsformeln ruft der Mensch diesen innern Einklang des Daseins in Natur und Geschichte, diese das All durchströmende Lebenskraft gewissermaßen auf, sich zu bewahrheiten und zu offenbaren, die an diesem Punkt gestörte

190) Wuttke 168.
191) W XVIII 47.
192) 226.
193) Wuttke 226; vgl. 256.

Harmonie und Gesundheit wieder dadurch herzustellen, daß sie das Ordnungsmäßige und Heilsame, was sie anderswo in der menschlichen Geschichte oder in der Natur, bekundet, auch hier zur Erscheinung bringe."

Ein ganz markanntes Beispiel, wie in diesem Sinne durch eine Besprechung die Lebensharmonie wieder hergestellt wird, finden wir in den „Appelmännern", wenn man von dem durchaus sagenhaften Zuge des ganzen Vorganges absieht. Appelmanns Sohn Vivigenius ist hingerichtet. Dem Scharfrichter, Meister Hämmerling, der durch die Hinrichtung des Fünfhundertsten Opfers seines grausigen Berufs wieder ehrlich „und allen anderen Menschen gleich" geworden ist, tut der Hingerichtete leid; denn er denkt nun wieder milde wie jeder andere Mensch und will Vivigenius retten. Zuerst bestreicht er mit einem geheimnisvollen Öl den Hals des Hingerichteten, aber diese Prozedur erscheint nur als Beiwerk. Das Wichtigste und Entscheidende ist die Besprechungsformel. Nach dem Bestreichen mit dem Öl wäre in letzter Minute das Rettungswerk beinahe gescheitert; denn dem Scharfrichter will die Besprechungsformel zunächst nicht mehr einfallen. Verzweifelt ruft er aus: „Wie hießen doch die Worte, unter denen dieses Werk gelingt?" Die Besprechungsformel Hämmerlings [194]) ist auch deswegen interessant, weil neben der erzählenden Form das bekannte mysteriöse Zauberwort (H)abera Kadabra (Wuttke 244) als direkter Befehl in Erscheinung tritt:

„Kopf und Herz gehört zusammen,
Beide auseinander stammen,
Kopf ist Vater, Herz ist Sohn,
Daß der Geist in beiden wohn',
Und der Geist ist Fleisch geworden,
Niemand kann den Geist ermorden,
Und auf Erden kann geschehen,
Daß das Fleisch muß auferstehen,
Wenn ich, wie am jüngsten Tage,
Habera Kadabra sage,
Grüßt euch wieder, Doppelquellen,
Blitzt im Aug' wie Meereswellen".

Die Erzählung, daß einem Enthaupteten der Kopf wieder aufgesetzt wird und er dann uneingeschränkt weiterlebt, ist ziemlich verbreitet. Görres erzählt in seinen Volksbüchern nach alten Quellen ein paar solche Fälle, wo das Köpfeabschlagen und Wiederansetzen fast mit humo-

194) W VI 211 f.

ristischer Wirkung geübt wird[195]). Das Spieß'sche Volksbuch (1573 Frankfurt) berichtet von Faust im 51. Kapitel die gleiche Geschichte. Ebenso wird ein solcher Vorgang von Arnim im „Kronenwächterroman" bei der wunderbaren Heilung Bertholds miterwähnt[196]), und in veränderter Form findet sich das Motiv in dem Schattenspiel „Das Loch". Ebenso hat die Erzählung in J. Grimms deutsche Sagensammlung Eingang gefunden[197]), und auch sonst kehrt diese Wiederbelebung eines Geköpften als verbreitetes Märchen- und Sagenmotiv mannigfach wieder. Allerdings tritt der Zauberspruch als heilendes Mittel in den Sagen nicht hervor.

Außer Krankheiten lassen sich auch andere Übel, welche die rechte Ordnung, die „Lebensharmonie", stören, durch Besprechen wieder beheben. In den „Kronenwächtern"[198]) ist vom Lossprechen besprochener Waffen die Rede, und im „Wunderhorn" finden wir weitere Beispiele, die über das „Heilmachen" des Körpers hinausführen. So werden z. B. durch Besprechen Diebe festgemacht, und damit das richtige Eigentumsverhältnis wieder hergestellt. Diese Sprüche für Diebesstellungen sind offenbar sehr alt, sie sind alle von einer Erzählung legendarischen Inhalts umgeben:

Diebesstellung[199]).

„Maria in den Garten trat,
Begegnen ihr drei Jüngling' zart,
Der erste war Sankt Daniel,
Dann Raphael, dann Michael.
Sankt Daniel zu ihr da lacht,
Die Jungfrau spricht: „Was hast gelacht?"
Sankt Daniel spricht: „Ich wacht' zur Nacht,
Zwei Dieb', die hatten sich erdacht:
Vermaßen sich wohl zu geschwind,
Zu stehlen dein allerliebstes Kind."

Nach dieser Erzählung folgt in den weiteren Strophen der Befehl, der im Wh. auch legendenhaft ausklingt. Aber die alte Beschwörung kann man deutlich erkennen:

---

195) Görres Volksbücher S. 220.
196) W III 167.
197) J. Grimm: Deutsche Sagen Bd. I Nr. 93 unter dem Titel: „Die Lilie". Vgl. Gustav Schwab: Die schönsten Sagen . . . S. 202.
198) W III 305.
199) Wh Bd. I 116.

„Sankt Raphael, Sankt Michael,
Ihr bindet ihn da an die Stell.
Sankt Daniel sprach: „Ei seht nur an!
Da stehen sie noch Mann für Mann . . .
Sie stehen da wie Stock und Stein,
Bis sie die Stern' gezählet ein,
Bis sie den Sand am Meer gezählt,
Die ungeborenen Kinder in der Welt."

Bode [200]) sieht gerade in der Strophe von den ungeborenen Kindern die alte Verwünschungsformel durchschimmern, allerdings fehlt bei den anderen zahlreich belegten Diebessegen [201]) meist diese Strophe. Arnims Vorlage besitzen wir nicht, doch ist es wahrscheinlich, daß ihm ein altes Rezeptbüchlein ähnlich dem 1818 zu Handschuhheim bei Heidelberg von Joh. M. Winkel verfaßten vorgelegen hat [202]). Das Handschuhheimer Büchlein gibt auch die Anweisung, wie der Zauberspruch zu gebrauchen ist, man soll morgens vor Sonnenaufgang dreimal um sein Haus gehen und die Formel sprechen, von der mehrere Varianten genannt werden. Oft spielt bei dieser Spruchsituation St. Peter eine Rolle, analog zu Matth. 16, 19 („alles, was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein") oder zu dem Wort „Petrus in vinculis". Diese Diebessegen enden im Gegensatz zu dem Beispiel im „Wunderhorn" nicht legendarisch, sondern zeigen die ursprünglich persönlich zugespitzte Beschwörungswendung: „Der soll stehen . . ., bis ich selbst darüber komme" usw. Die seltsame Zusammenstellung von Kind, Engeln und dem Propheten Daniel im „Wunderhorn" findet ihre Erklärung durch Joh. Offenbarung 12, 1 [203]). Der Prophet Daniel (7,7) hat einen gehörnten Drachen geweissagt, und dieser strebt danach, das neugeborene Kind des Sonnenweibes zu überwältigen, aber Michael und seine Engel vertreiben ihn. Auffällig scheint das Lachen des Propheten, jedoch auch das das ist biblisch bedingt, im Anfang dieses Buches lacht eben der Prophet Daniel, weil er allein einen Diebstahl durchschaut. Allgemein gesehen, kommt das Lachen des allein Kundigen in vielen Sagen und Märchen vor. Der erzählende Eingang dieses Diebessegen im Wh. setzt also eine gewisse Gelehrsamkeit und Bibelbelesenheit voraus. In späteren Fassungen ist diese Gelehrsamkeit gänzlich von mehr volkstümlichen anmutigen Dar-

200) Palästra 76, 699.
201) Wuttke 242 f.
202) Vgl. ZVFV Bd. V 283.
203) HddA Bd. II 242.

stellungen verdrängt worden. Goethe hat die alte Fassung des „Wunderhorns" offenbar zugesagt, denn er urteilte darüber holzschnittartig, sehr gut". Das „Wunderhorn" gibt auch einen kurzen trefflichen Zauberspruch zum Festmachen von Soldaten:

„Holunke, wehre dich!
Probatum est" [204]).

Ebenso findet sich dort ein Feuersegen [205]), der allerdings auf elf lange Strophen in romantisch phantastischer Erzählung ausgedehnt ist. Die Kernstrophen, die diesen Zauberspruch enthalten, lauten:

Ich sag' dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die alles tut und alles schafft,
Du wollest also stille stehn,
Wie Christus wollt' im Jordan stehn."

„Ich sag dir, Feuer, behalt deine Flamm,
Wie einst Maria, die heil'ge Dam',
Hielt Jungfrauschaft so keusch und rein,
So stelle Flamm' deine Reinigung ein.

Kapitel III:
Die Sprache.

In der Sprache kann man die Art und den Charakter des Sprechenden erkennen. Können wir doch sogar beim Klange völlig fremder Sprachen in etwa auf den Charakter dieses fremden Volkes schließen. Das Auge hat man oft als den Spiegel der Seele bezeichnet, und was das Auge bildhaft schenkt, das vermittelt uns in Klang und Formenaufbau die die Sprache. Diese grundlegende Erkenntnis gilt in erhöhtem Maße beim Dichter, dem Sprachkünstler. Arnims Sprache legt ein beredtes Zeugnis für sein Verwurzeltsein mit dem Volksleben ab. Es ließe sich mit den Beständen seines dichterischen Sprachschatzes ein ganzes Lexikon der Volkssprache ausfüllen. Gerade die in seine Dramen eingeschobenen drastischen Volksszenen sind gut gelungen, und die Lebendigkeit und Wirksamkeit dieser Partien ist nicht zuletzt Arnims genauer Kenntnis der volkstümlichen Sprache zu danken. Selbst diejenigen, die Arnims Fähigkeiten, vor allem auf dramatischem Gebiete, in reichlichem Maße bezweifelten, geben die Lebensfrische solcher volkstümlichen Episoden, wie zum Beispiel der

---

[204]) Auffälligerweise führt das Handschuhheimer Büchlein mit den Segen den Titel Brod vadum = probatum (vgl. ZVFV. Bd. V 293).
[205]) Wh Bd. I 64.

Studentenszene in „Halle und Jerusalem", zu [1]). Die vielen studentischen Ausdrücke [2]) beleuchten dort so recht, wie alle Ausdrücke, die aus dem ungezwungenen Leben kommen, das bunte Bild des Volkslebens und ergänzen in sprachlicher Hinsicht unsere früher über diese Szene gemachten Ausführungen. Die Pferdeverleiher werden unter die Philister eingeordnet [3]), und der Bäckermeister wird sehr neckisch als „Kuchenprofessor" bezeichnet (W XVI 12). Ein allgemein bekanntes Mädchen wird „Pick As" genannt. Ein „nasser Bruder" (W XVI 8) ist ein schlechter, trunkliebender Kerl. Die daneben begegnenden Ausdrücke „Koramieren", „Hieber" und „Schlenkerprime" sind Begriffe aus dem Fechtleben. Ebenso bedeutet „Feger" einen tüchtigen Draufgänger und Raufbold. „Stubensitzer" (W XVI 185) heißen diejenigen, die viel studieren, noch heute ist es ein ganz allgemein gebräuchlicher Ausdruck für blasse Leute. Bei der engen Berührung des Studentenlebens mit dem einfachen Volke kommt es natürlich auch zu Verdrehungen und volksetymologischen Deutungen fremder Worte. Als die Gevatterin von einem als „Sirene" bezeichnet wird (W XVI 4), da kommt die lustige Antwort, „besser rene als unrene". Das Dienstmädchen von Olympie begrüßt Lysander „Je, guten Tag, Punschur" (W XVI 33), was ein verunglücktes „bon jour" sein soll.

Von den Berufsausdrücken wird der „Springstock" [4]) der Stadtwache erwähnt, und aus der Jägerei ist der Ausdruck „Lerchenstrich" (W XVI 9) genommen. Die beiden Raubschützen Norbert und Gangolpf in den „Gleichen" reden in echter Weidmannssprache. Sie haben eine Reh gewilddiebt, ihr jüngster Bruder soll es nicht anfassen, denn „das Reh schweißt noch" [5]); später reden sie vom „Auswaiden des Rehes (W XX 129 und 134). Im „Falschen Waldemar" wird ein solcher Fachausdruck scherzhaft angewendet: „Der Wein riecht gut, der Wein hat eine Blume, das rieche ich, der Hase hat auch eine Blume, die habe ich noch nicht gerochen" (W XVIII 106). Aus der Bergmannsprache stammt in den

---

[1]) Schönemann 64.

[2]) Vgl. Schönemann S. 242 Anm. 4; zur Studentensprache vgl. Studentensprache und Studentenlied in Halle vor 100 Jahren. Neudruck des Idiotikon der Burschensprache von 1795 von Konrad Burdach, Halle, 1894.

[3]) W XVI 2. Szene f.

[4]) W XVI 115. Waffe der Häscher, eine halbe Pike.

[5]) schweißen = bluten.

„Kronenwächtern" das „Fäustel" (= Bergwerkshammer) [6]) und ebenso das „Ausschrammen" [7]), das soviel wie losbrechen bedeutet.

Den Bergmann, der Bertholds Brunnen baut, läßt er in der thüringischen Mundart reden, wobei dialektgerecht die Vertauschung von B und P und D und T in Erscheinung tritt. In seiner Beicht sagt der Bergmann, daß ihm im Himmel wohl nichts geschenkt würde, er werde „ta prav tonnern" helfen müssen [8]), und den Meister Sixt, der ihm auf das Haupt Farbe gegossen hat, beschimpft er mächtig, er habe ihm in den „Leip" ein Fieber gejagt und ihn mit „Treck gesalpt". Und nach solcher „Unortnunge und pöser Warnunge" will der der Bergmann nicht gleich wieder in den Schacht steigen und mit der Arbeit beginnen.

Aber auch sonst wendet Arnim gern hin und wieder dialektische Ausdrücke an. Die volkstümliche Münzbezeichnung „Groschen" wird in der Einleitungsszene von „Halle und Jerusalem" angewendet. Ferner macht uns der Dichter mit dem rheinischen Blaffert (= Sechser) [9]) und dem „Batzen" bekannt. Der „Batzen" war im 15./16. Jahrhundert eine besonders in Süddeutschland und der Schweiz verbreitete Münze [10]). Neben dem thüringischen Hämpe finden wir noch das oberdeutsche Wort Knollfinken (W III 203) für Tölpel. Ebenso ist oberdeutsch die Form Leimen für Lehm (W I 104). Auch einiges Niederdeutsche ist vorhanden; so trampen für trampeln (W III 239), Spon für Span (W III 82), Kader für Kropf (W I 82) und ferner das Wort Bönhase (W XVI 157 u. W VI 229), das eigentlich Bodenhase (= auf dem Boden arbeitend) bedeutet [11]), dann einen Schneider, der kein Meister ist, und schließlich verallgemeinert einen „Unzünftigen" bezeichnet. In dieser Bedeutung gebrauchen es die Halloren im Hinblick auf Cardenio, wenn sie sagen: „Hol' ihn der Teufel, es ist doch keiner von den unsern, es ist nur ein Bönhase" [12]). Die weitere Begriffsverschlechterung liegt in dem Worte selbst begründet, daß es dann allgemein von einem gebraucht wird, der nichts Rechtes taugt; so sagt in dem dramatischen Spiel „Die Kapitulation von Oggersheim" der Altflicker zu Warsch, wenn er den Trommelschlag der Soldaten nicht recht verstehe,

6) W III 297.
7) W III 184.
8) W III 297.
9) W VI, „Das Loch" 1. Szene.
10) Vgl. das Lied „Ein Heller und zwei Batzen".
11) Grimm DWB.: Nicht vom Griechischen Banausos = Handwerker.
12) W XVI 157.

dann würden die Spanier gleich merken, daß er ein Bönhase, kein echter Soldat sei (W VI 229). Gleich zu Anfang des „Auerhahndramas" hören wir, daß der alte Graf immer „knotterte", was im Rheinischen soviel wie zu allem mürrisch brummen heißt. Die Ausdrücke Schmoch (thüringisch = Schlag) und Docke (mhd. = Puppe) wurden in anderem Zusammenhang schon früher erwähnt. Ferner findet sich mhd. Wadel = Wedel und Blanken für Planken [13]). Hallescher Mundart entsprechen in „Halle und Jerusalem" wohl die Worte des Dienstmädchen Doris: „Versche waren es" (W XVI 52), ebenso handelt es sich augenscheinlich um Halleschen Dialekt, wenn sie von einem „gekieperten [14]) Halstuche" spricht.

Auch von Arnims heimischer märkischer Mundart finden sich einige Proben. Von „stät'schen" Pferde (stätig = störrisch, faul [15]) ist mehrfach die Rede (W XVI 6, W XVIII 136 u. W I 187). Cardenio sagt zu den Musikern, die seiner geliebten Olympie ein Ständchen bringen, sie sollen etwas düster Lockendes spielen, daß man dabei „verhimmeln" möchte; dieser Ausdruck soll besagen, sie sollen so schmachtend spielen, daß man dabei sterben könnte. Jedoch liegt in dem Worte „verhimmeln" noch etwas mehr als das hochdeutsche „sterben" es ausdrückt. Vielleicht kommt das schlesische „himmeln" nach etwas starke Sehnsucht haben dem märkischen „verhimmeln" nahe, so daß man die Stelle dem Sinne nach etwa so ins Hochdeutsche übertragen könnte, spielt so, daß man vor Sehnsucht vergehen könnte. In den „Kronenwächtern" findet sich die merkwürdige Form „dreiahrig". Berthold sagt von dem Knaben Anton, er sei „dreiahrig und kraushaarig aus großem Überflusse der Natur entsprossen" (W III 172). Das Wort „dreiahrig" kann einfach bedeuten, so stark wie ein Halm, der drei Ähren trägt; es ist aber auch ein Zusammenhang mit der märkischen Form dreihärig (oder drihaorig) gegeben, die pfiffig oder verschlagen bedeutet. Für Maulwurfsgrille findet sich der volktümliche Ausdruck „Reitwürmer", der von dem Verbum reuten = graben, wühlen herkommt [16]). Und in der schwankhaften Novelle „Die Weihnachtsausstellung" (W X 300) wird der Ausdruck „umhervettermichelte" gebraucht, zu dem Arnim selbst die interessante Anmerkung gibt,

---

13) W III 191 und W VI Loch 1. Sz.

14) W XVI 33, kiepern = kepern (in Keperform gewebtes Halstuch).

15) D. Wb. X 935. Müller — Fraureuth, Wb. der obersächs. u. erzgeb. Mundarten II 553.

16) W I 166, Müller — Fraureuth, a. a. O. II 350.

daß es ein Volksaudruck für Courmachen wäre und von dem „bekannten" (?) Volksliede „Gestern abend war Vetter Michel da" herkomme [17]).

Arnim hat sich in seiner Sprache, wenn es die Situation erfordert, durchaus kein Blatt vor den Mund genommen und zuweilen redet er die Volkssprache in einer recht derben Art. Er verleugnet dabei nicht den märkischen „Landwirt und Junker" [18]), der mit den Bewohnern der sieben zu seinem Gutsbereich gehörenden Dörfer wohl oft genug in einem handfesten Tone reden mußte. Auch in der damaligen Studentensprache, die ihm in jahrelangem Verkehr in Göttingen, Halle und Heidelberg nahegegreten war, mochte es nicht an kräftigen Ausdrücken gefehlt haben. So begegnen Wendungen wie „Hört, ihr Hunde" [19]), „Hundsfott" [20]), „halt's Maul, du dummer Pfaffe" [21]), „du bist ein Schwein" [22]), „was, zum Teufel" [23]), „schweig, sonst schlag ich dir aufs Maul" [24]), „ein gefundenes Fressen" [25]), „potzblauer Montag" [26]), das sind alles Ausdrücke aus dem Studenten- und Ahasverdrama „Halle und Jerusalem". Von dem Kapitän auf dem Pilgerschiff hören wir gleich eine Flut von Schimpfworten: „Halt's Maul, ihr Hunde, wollt ihr laufen, ihr Bestien, ihr Maulaffengesichter" [27]). Ganz allgemein volkstümliche Ausdrücke sind Lilaps und Hannepampel (W III 406) oder Ausdrücke wie: „Er schwänzelte dann wieder freundlich zu ihr hin, das Weinglas schwabbert über, die Sonne brennt beständig auf den Buckel" [28]).

Schier unübersehbar ist die Menge der Sprichworte und volkstümlichen Redensarten in Arnims Werken [29]). Sie alle bergen in ihrer Art ein Stück Volkskunde und manche alte Sitte hat sich im Sprichwort erhalten. Bei der Fülle des Stoffes ist es nur möglich, auf einige markante Sprichworte hinzuweisen. Zwei Beispiele wollen wir herausgreifen und näher

---

17) Irgendwelche Belege für das Wort oder das Lied konnte ich nicht entdecken. Vielleicht aber besteht eine Beziehung zu dem schlesischen Kinderlied: „Vetter Michel ist drausza, das Hemde hängt ihm hausza."
18) Vgl. Schönemann 234.
19) W XVI 107.
20) W XVI 153 und XVIII 268.
21) W XVI 144.
22) W XVI 145.
23) W XVI 4/5.
24) W XVI 157.
25) W XVI 253.
26) W XVI 254.
27) W XVI 257 f.
28) W III 241, 68, 369.
29) Vgl. Wilhelm Rudolf 42 und Erich Haak 84.

betrachten, bei denen uns Arnim den ursprünglichen Entstehungszusamemnhang andeutet. Bei der erwähnten Bierprobe im „Strahlauer Fischzug" (W XVIII 266) fällt das Sprichwort: „Da ist Hopfen und Malz verloren"; und damit ist auch ein Hinweis auf seine Entstehungsgesichichte gegeben. Die Verbreitung des Sprichwortes erklärt sich nämlich daraus, daß früher in jedem Haushalte das Bier selbst gebraut wurde. Gelang der Trank trotz aller Mühe nicht, dann war eben Hopfen und Malz verloren. Heute wird das Sprichwort ganz allgemein von jeder vergeblichen Mühe angewendet [30]).

Wohl niemand denkt an eine uralte Rechtssitte bei dem so einfach klingenden Sprichwort: „Sich's hinter die Ohren schreiben" (W XVI 201). Bei wichtigen Ereignissen, vor allem bei Rechtsabschlüssen, wurden früher Knaben als Zeugen herangezogen, und zur besseren Erinnerung tüchtig in die Ohren gekniffen oder geschlagen. Die Abmachung, das Ereignis, war also im wörtlicher Sinne „hinter die Ohren geschrieben". Dieser Brauch kommt im „Auerhahn" zur Anwendung; als Otto der Schütz den Meisterschuß des Älius Grazilis getan hat, gibt der Fürst von Cleve einem kleinen Jungen eine Ohrfeige mit den Worten: „Damit du nicht vergißt, du hab'st den Otto selbst gesehn, der durch neun Ringe heut geschossen."

Von volkstümlichen Wendungen seien die folgenden erwähnt: Cardenio, der Hauptheld des Studentenspiels, ist bekannt wie ein bunter Hund [31]); ein Volkslied ist selten wie eine weiße Krähe [32]); die Zunge ist trocken wie's Gebetbuch [33]); zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen [34]); wissen, was die Glocke geschlagen hat [35]); man darf den Teufel nicht an die Wand malen, sonst hat man ihn im Spiegel [36]); mit den Wölfen muß man man heulen [37]), der Barbier läßt sich nicht mit abgeschnittenen Haaren bezahlen [38]); ein Apfel fällt nicht weit vom Stamme [39]); Wasser auf die Mühlen [40]); Perlen vor die Säue werfen [41]). Das ist jedoch nur eine kleine Auswahl

30) Vgl. Borchardt-Wustmann 213.
31) W XVI 33.
32) W XIII Aufsatz über Volkslieder.
33) W XVI 95
34) W XX 46.
35) W XVI 33.
36) W II 383.
37) W III 70.
38) W III 281.
39) W VI Appelmänner.
40) W XVIII 107, 138.
41) W XVIII 105.

aus dem so reichen Sprichwörterschatz in Arnims Werken. Sogar scherzhafte Anwendungen oder Umdrehungen von Sprichworten sind gelegentlich zu belegen; im „Falschen Waldemar" heißt es: Kommt Zeit, kommt Streit, und guter Rat kommt stets zu spät [42]). Längere oder gereimte Sprichworte finden sich ebenfalls. Der alte Gottschalk erteilt seinem Pflegesohn Gottschälkchen die Lebenslehre (W XX 119): „Aber das Sprichwort sagt, wer im zwanzigsten Jahre nicht schön, im dreißigsten Jahre nicht kräftig, im vierzigsten nicht geehrt, im fünfzigsten nicht reich ist, aus dem wird im sechzigsten ein Lump." In der Posse „Herr Hahnrei" tut Maria den priamelmäßigen Ausspruch: „Eine harte Nuß, ein stumpfer Zahn, ein junges Weib, ein alter Mann, zusammen sich nicht reimen [43]). Und als alten Soldatenspruch läßt Arnim in der Erzählung „Die Kirchenordnung" den Amtshauptmann vor sich hinsingen (W IX 153):

„Es ist doch alles eitel
In irdischer Welt,
Der eine hat den Beutel,
Der andre das Geld,
Sage mir, Salomo,
Bist du im Himmel froh?"

Rätsel sind bei allen Völkern und Ständen beliebt. Allerdings bestehen Unterschiede in der Art. Die Stadträtsel verrätseln abstrakte Begriffe, Silben, Buchstaben usw. Das einfache Bauern- und Volksrätsel denkt in konkreten, leicht vorstellbaren Dingen. Ein Beispiel finden wir dem „Falschen Waldemar". Rehbock-Waldemar findet unter den Trabanten des Erzbischofs einen Berufskollegen, einen Müllerknecht, und sie stellen sich gegenseitig durch „Fachfragen" auf die Erkenntnisprobe. Dabei kommt auch das bekannte Rätsel vor: „Wann hat der Müller das Meiste in der Mühle?" Darauf die Antwort und Lösung: Sieht er zum Fenster heraus [44]). Selbst in einer ganz romantisch-phantastischen Szene des Dramas „Halle und Jerusalem" findet sich das einfache Volksrätsel, wobei sich durch die verblüffende Lösung Rätsel und Scherz berühren. Die phantastische Gestalt der orientalischen „Riesenjungfrau" gibt dort den reisenden Studenten ein Rätsel auf, das ein sogenanntes Halslöserätsel ist; denn wenn die Studenten nicht die rechte Lösung finden, sollen sie des Todes

42) W XVIII 148.
43) W VI 63.
44) W XVIII 136.

sein; umgekehrt gibt ihnen die Erratung des Rätsels die Freiheit. Jungfrau: „Gib acht, ich kenne einen Vogel, der zieht im Herbste fort und kehrt im Frühling wieder, hat lange rote Beine und einen langen roten Schnabel, womit er trefflich klappern kann, hat weiß Gefieder, doch vermischt mit schwarzem an den Flügeln, er baut sein Nest auf Dächern und — legt Eier." Student („Kümmeltürke"): Der Storch! Storch, Storch, Steiner, hast so lange Beiner." Die Antwort ist natürlich falsch, denn nur die Störchin legt Eier [45]).

Kapitel IV.

Altdeutsches Erzählungsgut.

Wie die Volkssprache an zahlreichen Stellen von Arnims Werken der erzählten oder dramatisch vorgeführten Szene ihre eindringliche Wirkung gibt, so mannigfach und tief verwurzelt zeigt sich der Dichter mit dem Boden des deutschen Erzählungsgutes. War es doch sein großes Lebensziel, dem deutschen Volke die unermeßlichen Schätze des geistigen Volkstums älterer Zeit zu erhalten und neu zu heben. Rastlos war sein Bemühen für die geistige völkische Erneuerung. Gewaltig war seine Belesenheit in allen Gattungen älterer Literatur [1]), durch die es überhaupt nur möglich war, die bunte Fülle des vorhandenen Stoffes zu erfassen und so souverän zu beherrschen, wie es bei ihm der Fall war. Arnim hat sich dabei freilich zumeist nicht genau an die Vorlagen gehalten, er verändert, zieht zusammen oder gibt ganz neue Verbindungen. Er hat also nicht streng wissenschaftlich im Sinne moderner volkskundlicher literarhistorischer Forschung gearbeitet; aber wir sind heute davon abgerückt, ihm daraus einen entscheidenden ablehnenden Vorwurf zu machen, sondern wir wissen das zu werten, was Arnim wollte, die Wiedererweckung des deutschen Volksgutes für seine Zeit. Es würde den Rahmen unserer Betrachtung überschreiten, wollten wir die ganze „ungemessene Fülle von Märchen, Chroniken, Sagen, Biographien, Literaturstoffen überhaupt" [2]), die unser Dichter in seinen Werken hineingewoben hat, zur Betrachtung heranziehen. Wir wollen uns vielmehr nur bemühen, einen Ein-

---

45) W XVI 291. Vgl. die scherzhaften Rechenrätsel, z. B. an einer Mühle steht ein Müller vor sieben Säcken; auf jedem Sack sitzen sieben Katzen, jede Katze hat sieben Junge, wieviel Füße sind in der Mühle. Zwei. Die Katzen haben keine Füße.

1) Vgl. Bottermann 2 f., Hartmann 27 f.

2) Kroiß 18.

blick in die mannigfache Fülle zu bekommen, die vielfachen Beziehungen zu sehen und Arnims Bedeutung als Erhalter und Wegbereiter deutschen Volksgutes zu würdigen.

In seinem großen Roman „Die Kronenwächter" spielt die chiliastische Sage von Kaiser Friedrich Barbarossas Weiterleben eine große Rolle. Bertholds Erlebnis in dem alten Barbarossapalast in Waiblingen ist nach der Kyffhäusersage, wie sie sich in Ottmars Volkssagen findet [3]), gestaltet. Berthold sieht in den Trümmern des Palastes des alten Kaiser Barbarossas „in dem seltsam prächtigen Mantel, vorn mit einem roten Steine zugeheftelt"; der Kaiser führt ihn durch einen gewölbten Gang und eine metallene Tür in ein hochgewölbtes Zimmer, dessen Wände mit Gold und Edelsteinen überzogen sind [4]). Kaiser Barbarossa tritt immer wieder in den entscheidenden Momenten von Bertholds Leben auf: beim Kauf des Grundstücks, beim Schatzgraben (S. 60 und 62), bei der Hochzeit (S. 381), so daß der „alte Spuk von den Hohenstaufen" sich durch das ganze Werk zieht [5]). Die Hohenstaufensage war in der Reformationszeit, in der Arnims Roman spielt, dem Volke noch durchaus lebendig, vor allem in Schwaben. Diese Tatsache wird schon dadurch bewiesen, daß immer wieder Pseudohohenstaufen auftraten [6]). Später wurde durch den Dreißigjährigen Krieg die Sage mehr und mehr in Vergessenheit gedrängt. Erst durch das bekannte Gedicht von Friedrich Rückert (1814) wurde sie dem deutschen Volke aufs neue geschenkt. In den „Kronenwächtern" ist auch von dem Volksepos, dem „Rosengarten" die Rede [7]), worin die Gestalten der Heldensage volkstümlich humorvoll verändert worden sind. Besonders markant ist darin die Gestalt des kampffrohen Mönches Ilsan, die direkt sprichwörtlich geworden ist und auch in diesem Sinne von Arnim im „Auerhahndrama" angeführt wird. Die ebenfalls in diese Romanhandlung verwobene Faustsage ist in gleicher Weise tief in der Vorstellung des Volkes verwurzelt. Wie anschaulich und dem Volksempfinden entsprechend klingt etwa folgende Schilderung: „Was trug der Doktor für außerordentliche, rote Pluderhosen! Noch nie hatte Waiblingen so etwas Faltenreiches ge-

---

[3]) Ottmars Volkssagen, 1800. Vgl. Wagner II S. 19 f.
[4]) W III 45 f.
[5]) W III 298.
[6]) Vgl. Wilhelm Hans: Die Quellen und historischen Grundlagen von Arnims „Kronenwächtern". Euphorion Bd. X 153 f.
[7]) W III 180.

sehen, die Bänder hingen daran so reichlich herunter wie an einem Ehrenkranze; zehn Ketten beschwerten den schwarzen Wams, der nicht minder seltsam nach Venizianer Art geschnitten war; seine Finger waren mit unzähligen Ringen voll Grabsteinen bedeckt; auch einen prachtvoll türkischen Dolch trug der feurige Drache, einen Kranz mit Amuletten um seine Hüften". Faust steht mit dem Teufel in Verbindung und wird „Teufelsbanner" genannt [8]). Er hat die Fähigkeit, die wir schon erwähnten, Köpfe abzuhauen und wieder aufzusetzen (W III 169).

Unter dem Titel „Der Auerhahn, eine dramatische Geschichte in vier Handlungen", bringt Arnim eine Bearbeitung der Otto-Schütz-Sage. Als Quelle hat er Spangenbergs Adelspiegel gekannt [9]). Otto ist in der Sage der jüngere Sohn des hessischen Landgrafen Heinrich des Eisernen, der, um dem geistlichen Stand zu entgehen, nach Cleve entfloh. Dort trat er als einfacher Schütze in des Herzogs Dienste, es entspann sich ein Liebesverhältnis mit der Tochter des Herzogs, die mit einer glücklichen Hochzeit endet. Arnim hat die Sage in seiner Art ganz souverän behandelt und mit mannigfachen neuen Episoden ausgestattet. Allerdings in vielen kleinen Zügen, z. B. in der Erkennungsszene des einfachen Schützen Otto als Landgrafensohn, ist die seit Anfang des 16. Jahrhunderts nachweisbare Sage rein bewahrt. Als Titel seines Dramas hat Arnim nicht den Namen des Helden „Otto, der Schütz" gewählt; indem er das Stück „Der Auerhahn" nennt, kommt schon im Titel zum Ausdruck, daß er in die Handlung eine neue Sage, die stark ins Mythologische neigt, mit hinein bringt. „Die Leute aber sagen, der Ahnherr habe einen Auerhahn, die selten sind in unsrer Gegend, mit solcher Sehnsucht angeblickt, daß seine Seele in den Auerhahn, des Auerhahnes Seele wieder in des Fürsten Leib geflüchtet . . . Auch sagen sie, es lebe noch ein Auerhahn in unsern Wäldern, der sprechen könne, das sei der Fürst und Ahnherr . . . nur solange sollte unser Haus bestehen, als dieser Vogel lebte." Wir können in diesem lokalen Volksglauben deutlich zwei Bestände unterscheiden; der zweite Teil der Leute-Erzählung ist eine einfache Haussage, wie wir sie auch in anderen Formen verbreitet finden.

---

[8]) W III 473.

[9]) Euphorion Bd. XIX 241 f.; vgl. Grimm Sagen Nr. 562. Gustav Nöll: Otto der Schütz in der Literatur. Straßburg 1906. Als direkte Anregung weist Hartmann (S. 32) auf Arnims Aufenthalt bei den Gebr. Grimm in Kassel hin: „Hier im Stammland der Otto-Schütz-Sage war das Andenken an Otto den Schützen noch wach."

In dem ersten Teil dagegen spiegelt sich die uralte mythologische Vorstellung von der Wanderung der Seele [10]), die beim Tode oder im Schlaf als Tier den Leib verläßt [11]). Als Seelentiere gelten Mäuse, Katzen, Schlangen und Vögel.

In den „Kronenwächtern" hören wir in dem Kapitel „Das Hausmärchen" ebenfalls von den „Seelenvögeln", und zwar sind beide Vorstellungen in dieses Hausmärchen aufgenommen. Einmal sehen wir die Seele der toten Herzogin als silbernen Vogel; während die Seele ihres Gemahls den Körper des Herzogs nur im Verzückungsschlaf als goldener Vogel verläßt, um mit seiner Frau und seinen gemordeten Söhnen, die alle ebenfalls als Seelenvögel weiterleben, zusammentreffen. Dann kehrt sie nach langer Fahrt in den Leib zurück: „der goldene Vogel blieb auf dem Munde des halbtoten Sängers (des Herzogs) sitzen, dieser öffnet den Mund, der Vogel schlüpft hinein, und der Alte öffnet die Augen wie ein gesund Erwachter . . ., da rieb sich der Alte die Stirn und meinte, daß er von dem allem auch geträumt habe" [12]). Die Version, daß nach der Rückkehr des Seelentieres der Erwachte die Wanderung und die Erlebnisse des Tieres als Traum erzählt, findet sich auch in der Sage vom fränkischen König Guntram [13]). Im Märchen vom Machandelboom, das nach einer Aufzeichnung Philipp Otto Runges 1808 in Arnims Zeitschrift „Tröst-Einsamkeit" [14]) zum ersten Male in literarischer Form erschien, spielt in ähnlicher Weise die Verwandlung der Seele in einem Vogel eine grundlegende Rolle. Im heutigen Aberglauben hat die Seelenwanderung nicht mehr die Bedeutung wie in der Sage, die Seelentiere treten mehr als Gespenster auf [15]). Mit der Otto-Schütz-Sage hat Arnims kombinationsfreudige Phantasie außerdem noch die Schwanritter-Sage verbunden; der Anlaß lag nahe, Otto Schütz flieht nach Cleve, und im Cleveschen war die niederrheinische Schwanritter-Sage besonders bekannt. Die Herzöge von Cleve bezeichneten als ihren Stammvater den Schwanritter Älius Gracilis [16]). In Arnims Darstellung trifft die Ankunft Ottos des Schützen

---

[10]) Vgl. W. Wundts Ausführungen über den Seelenvogel, Völkerpsychologie IV Ab. 1.

[11]) Vgl. Grimm Sagen Bd. I 247/49.

[12]) W III 2. Buch, 8. Gesch., VIII Bild.

[13]) Grimm Sagen Bd. II Nr. 428.

[14]) S. 229.

[15]) Wuttke 755 und 760.

[16]) Vgl. Grimm Sagen Bd. II 335. Bei Grimm führt der Held den Namen Helias, die Namen Älius Grăcilis und Beatrix stammen aus einer französischen Vorlage. Die Sage selbst ist aber deutschen Ursprungs.

mit dem Erinnerungsschießen zu Ehren des sagenhaften Ahnherrn zusammen. Otto ist über den Rhein gekommen, und dem Fremdling erzählt ein kleines Mädchen die Sage: „Vor vielen Jahren kam Älius Grazilis hier als Knab' in einem goldenen Nachen, von Schwänen hergezogen, es war ein großes Schießen um dies Land, und wer den besten Schuß getan, der sollte dieses Landes einzige Erbin, Beatrix, zur Ehe haben, mit ihr das Land. Da kam der Knab' mit einem leichten Bogen und ward erst ausgelacht und tat sogleich den besten Schuß, so ward das Land ihm eigen und auch die schöne Frau, doch als sie eines Kindes sollt' genesen, da floh er fort, er konnt' das Schrein nicht hören" [17]). „Kam er nicht wieder?" „Nein, Herr, sie baute diesen Turm, der heißt davon der Schwanenturm [18]), und wartete mit ihrem Knaben auf dem Turm und sah beständig in die Weite, ob er käme . . ." Die Schwanritter-Sage liegt in mannigfachen Varianten vor [19]). Arnim hat uns die Grundelemente der Sage von dem unbekannten Helfer, der auf einem Schiff aus weiter Ferne kommt, in Verbindung mit einem Schwanenmärchen (Grimm 49) erhalten. Sonst hat er in einzelnen Zügen die Sage wieder ganz frei gestaltet.

Der Vater Ottos des Schützen ist, wie schon erwähnt, der Landgraf Heinrich der Eiserne; und es ist bei Arnims Art fast natürlich, daß er die Sage, warum der Landgraf diesen Beinamen trägt, mit in sein Drama hineinflicht. Günther erzählt seinem Vetter Heinrich, dem älteren Sohne des Landgrafen, die Sage, um ihm die unnatürliche Härte des Vaters zu erklären. Die Erzählung Günthers schließt sich ganz an die Sage vom hartgeschmiedeten Landgrafen an [20]). Der Vater Heinrichs war auch einst milde, bis er sich einmal im Walde verirrte und zu einer Schmiede kam. Dem Schmiede gegenüber gab er sich nicht zu erkennen, und so erfuhr der Graf, wie seine Weichheit von den Räten zur Ausbeutung des Landes ausgenützt wurde. Der Schmied äußerte scharfe Worte über den ihm unbekannten Landgrafen und rief beim Schmieden des Eisens immer: „Pfui dich, du weicher Landgraf, werde hart, werde hart." Seit jenem Tage ist der Vater, berichtet Günther, so hart ge-

---

17) W V 106.

18) Bei Grimm lesen wir, auf dem Schlosse steht ein Turm, auf dessen Gipfel ein Schwan sich dreht, genannt Schwanenturm, zum Andenken an die Begebenheit.

19) Vgl. Grimm Sagen Bd. II Nr. 533/539 und W. Grimm: Altdeutsche Wälder III 1815.

20) W V 81. Vgl. Grimm Bd. Sagen II Nr. 550.

worden und hat den Namen „Der Eiserne" bekommen. Arnim hat diese Sage im Kerne außerdem — wenn auch mit gänzlich veränderten äußeren Umständen — in die „Kronenwächter" aufgenommen, was wiederum ein bezeichnendes Beispiel für die allseitig kombinierende und verknüpfende Phantasietätigkeit unseres Dichters ist. In dem Roman wird in dem Kapitel „Das Hausmärchen" (W III 316) von einem allzulässigen König erzählt, der sich auf der Jagd verirrt und in eine einsame Hütte kommt, wo ein Sänger ihn durch ein gleichnishaftes Spiel zur Pflicht zurückruft [21]).

Die Sage vom Grafen von Gleichen bietet Arnim die Grundlage für das gleichnamige Drama. Ihrem Ursprung nach ist die Sage eine volkstümliche Erklärungsform für das Erfurter Grabmal eines Grafen, der dort zwischen zwei Frauen abgebildet ist. Der Graf von Gleichen war zweimal verheiratet, und auf dem Grabmal ist er zwischen diesen beiden Frauen abgebildet. Da der Kopfputz der einen Gattin einem Turban zu gleichen schien, so entstand in der Volkphantasie die Vorstellung, daß der Graf eine orientalische Frau von einem Kreuzzuge mitgebracht habe. Arnim verwendet die Sage in ihren Grundzügen, wie wir sie auch bei Grimm finden [22]). Der Graf unternimmt den Kreuzzug, kommt in Gefangenschaft und wird durch die Liebe einer Sultantochter befreit, der er dafür die Ehe verspricht. Das Tal, in dem die Gräfin und die Sultanstochter zum ersten Male zusammentreffen, wird Freudental genannt: „Ihr seid nun beide mein in Wirklichkeit . . . Und dieses Tal sei Freudental genannt" (W XX 259). Allerdings schaltet er zum Schluß so souverän mit der Sage, daß der Endeffekt umgebogen wird und die Doppelehe mit dem „dreischläfrigen Bett", wie es bei Grimm heißt, nicht zustande kommt, sondern der Graf verzichtet auf beide Frauen und tritt in den Stand der Templer. Unverändert hat Arnim die Sage in der „Gräfin Dolores" erwähnt [23]).

Mit dieser spätmittelalterlichen „Gleichen - Sage" hat Arnim die von ihm frei erfundene Geschichte von der Feindschaft zwischen den beiden Grafenhäusern Alt- und Neugleichen verbunden. Das ganze Burgen- und Schloßmilieu gab ihm dazu reichliche Möglichkeit, auch mannigfache andere Sagen in den dramatischen Handlungsablauf hineinzuflechten. Das Zunächstliegende ist die Sage von dem Ahnherrn und der

---

[21]) Vielleicht ist der „Funke vom frisch angeschürten Feuer, der auf des Königs Stirn sprang", der letzte Rest von der Schmiede zu Ruhla.

[22]) Grimm Sagen Nr. 375.

[23]) W VIII 4. Abt. Kap. 17.

Ahnfrau, wie sie fast jedes alte Schloß hat. Die Ahneltern, hören wir, haben den Besitz von Alt- und Neugleichen ungerecht geteilt, „und wegen dieses Unrechts haben jene beiden, Herr Hug und Frau Brigitte, keine Ruhe im Grabe und sind verflucht umherzuwandeln zu jedermanns Schrecken, bis beide Stämme der Gleichen sich zu einem verbunden." Die Ahnfrau geht als weiße Frau um. Bei Arnim findet diese gruselige Geschichte freilich eine recht natürliche Deutung, die geheimnisvolle Gestalt der weißen Frau ist die alte, auch sonst ein Hexenwesen treibende Haushälterin Barbara. Trotz dieser Wendung ins Natürliche ist das Wesen der Sage in unserem Drama ganz lebendig; die weiße Frau kündet Unheil und Tod an. „So ernst leuchtet ihr aus weißen Tüchern, Gott, wie das Bild von Frau Brigitte in dem Saale. Fort, fort, ihr deutet Tod mir an [24]). Der Geist des Ahnherrn wiederum steckt in dem alten Diener Hartmann, der den Grafen von Neugleichen erzogen hat [25]). In Hartmanns Todesstunde hört man einen schweren Harnisch vorübergehen und Sporen klirren. Aber die lebhafte Phantasie Arnims begnügt sich damit noch nicht, sie spinnt den Faden fort und vermischt die Sage von dem Ahnherrn Hug weiterhin mit der Vorstellung vom wilden Jäger. Der Hirtenknabe Gottschälkchen erzählt dem alten Gottschalk: „Ich hatte mich eben aufs Stroh gelegt, da fuhr er (Herr Hug) über mich hin, ein solcher Sturm, als jagten viel tausend scharf beschlagene Rosse übers Dach. Die Ziegeln klatschten, die Glasscherben klingelten, als zöge eine Schlittenfahrt." „Und was sahst du?" „Die Wolken wirbelten, sonst sah ich nichts, aber fern hallte noch Waffengeklirr und Rosseschnauben und Trompeten." Gottschalk: „Hast du es nicht von Frau Barbara vernommen, was dieser reisige Zug in den Lüften bedeutet? Da zieht Herr Hug mit seinen Waffenbrüdern, und das bedeutet Krieg" [26]). Die Sage vom wilden Jäger und seinem Heer ist, wie auch hier deutlich zu ersehen, in mythologischen Vorstellungen begründet. Erst in späteren Zeiten wurden die mythologischen Gestalten durch historische ersetzt. Ähnlich ist es mit der Sage von der weißen Frau, die wohl ebenso ursprünglich aus Naturvorstellungen entstanden ist.

Abermals einen neuen Vorstellungskreis berührt Arnim mit der Sage vom Dreibrüderschatz, die auch in dasselbe Drama eingewoben ist. Der jüngste Bruder Joseph von Alt-

---

[24]) W XX 135.
[25]) W XX 266.
[26]) W XX 121.

gleichen liest die Sage aus einem alten Buche seinen beiden Brüdern vor: „Drunten im Tale, da liegt ein Schatz unterm großen Steine, das ist der Dreibrüderschatz, den Graf Hug mit seinen beiden geistlichen Brüdern zusammenlegte aus der Beute im Wendenlande, fingerdicke goldene Armringe, silberne Schilder, Degenhefte" [27]). Und weiter erzählt das Buch, daß die Schätze durch Mord gewonnen wurden und somit der Teufel ein Recht auf sie habe, das ihm Herr Hug und seine Brüder zugestehen mußten. Der Schatz sollte dem Teufel solange gehören, bis drei eheliche Söhne, die in Not wären, kommen und ihn heben würden. Bereits drei Enkel Hugs versuchten in einer Notlage den Schatz zu heben. Sie kippten wohl den großen Stein über und sahen den Schatz „voll Gold, Silber und Edelstein, und eine Schlange lag darauf". Aber einer der Enkel war ein Bastard, „und der Stein klappte zu". In dieser alten Bucherzählung sind deutlich die Grundelemente einer solchen Schatzsage enthalten. Der Schatz wird bewacht (Schlange, Drache oder Hund) und kann nur von reinen (hier ehelich geborenen) Menschen gehoben werden. Ferner kommt in die Erzählung noch das Märchenmotiv mit hinein, daß der Jüngste, der immer für den Törichsten gehalten wird, die entscheidende Tat vollbringt. Der Schatz liegt an einem Kreuzwege unter dem Grenzstein (W XX 230), beides Orte, die für die Volksvorstellung in Sage und Aberglaube bedeutsam sind [28]). Das Schatzheben geschieht unter einem Gegenzauber gegen die feindlichen neidischen Mächte [29]). Hier liest, wie wir schon in einem früheren Kapitel dieser Untersuchung gehört haben, der Hirtenknabe bei einer geweihten Kerze aus einem dicken Buche. Als dann die Brüder beim Überkippen des Steines nichts finden, fragen sie Joseph, der in die Grube gesprungen ist, ob nicht wenigstens Kohlen darin wären, denn „die würden an der Luft zu Geld". Die Sagen vom Schatzheben sind meist jüngerer Herkunft. In den alten Zeiten wurden die Schätze erobert.

Arnim hat zwar bei seiner Behandlung sagenhafter Stoffe, wie wir es auch schon bei der „Gleichensage" kennengelernt haben, den landläufigen Sagenstoff aufgenommen und erzählt, ihn dann freilich öfters in seiner Sinngebung und Schlußfügung verändert und abgebogen, vor allem aber ihn meist mit fremden Sagenkomplexen verbunden. In „Halle und Jerusalem" hat er in

---

27) W XX 137.
28) Wuttke 108, 261.
29) Wuttke 414, vgl. W III 65.

den Handlungsablauf die Sage vom „Ewigen Juden", der ruhelos durch die Welt wandern muß, eingefügt: „Tags zum Spotte, nachts zum Schrecken geh ich durch die weite Welt (W XVI 70). Die Anregung zu diesem Stoff hat Arnim, wie manche andere, aus Görres' „Teutschen Volksbüchern" [30]) bekommen. Dort wird erzählt, wie der ewige Jude Ahasver in Jerusalem zur Zeit Christi Schuster gewesen sei und den kreuztragenden Christus, der sich vor seinem Hause ausruhen wollte, fortgetrieben habe; Christus habe zu ihm gesagt: „Ich will allhie stehen und ruhen, aber du sollst gehen bis an den jüngsten Tag." Diese legendarische Erzählung, die vor ihm schon Goethe zu behandeln versucht hatte, hat Arnim für sein Drama in den Grundzügen übernommen. Den Schluß aber biegt er diesmal völlig ab, indem er Ahasver Ruhe und Erlösung finden läßt (W XVI 367). Jakob Grimm hat diese Abänderung der Sage scharf verurteilt und die willkürliche Art von Arnims Sagenbehandlung abgelehnt [31]). Jedoch findet sich der Gedanke der Erlösung des Ewigen Juden bereits in dem Volksbuche des Chrysostimus Duduläus (Leyden 1602); ebenso ist dort schon der Zug enthalten, daß der Ewige Jude in allen Sprachen redet. Die ganze Ahasvergestalt Arnims stimmt also im Wesentlichen mit der Volksbuchtradition überein.

Einen weiteren Beweis, wie trefflich Arnim schöne, alte volkstümliche Sagen in lebendige Form zu gießen und damit neu zu beleben verstand, bietet seine Behandlung der Sage vom „Ritter Peter von Stauffenberg und die Meerfeye". Er hat diese schon von Fischart behandelte elsässische Geschlechtssage in Prosa in die „Gräfin Dolores" eingefügt [32]), und in Romanzenform ins „Wunderhorn" aufgenommen [33]). Aus der langatmigen Vorlage Fischarts mit über 20 Kapiteln gestaltet er 7 frische Romanzen, so daß Goethe dazu bemerken konnte: „Recht lobenswerte Fabel, gedrängt genug vorgetragen, klug verteilt; würde zu kurz erscheinen, wenn man nicht an lauter kürzere Gedichte gewöhnt wäre." Den langen Prolog bei Fischart von 800 Versen läßt Arnim weg und beginnt frisch, wie in einem Volksliede oder in der Ballade, mit einem lebendigen Naturbilde: „Vorüber zieht manch edler Aar, Herr Peter ein teurer Ritter war." Dann erzählt er mit knappen

---

30) Heidelberg 1807, S. 220 f.; vgl. Albert Sörgel Ahasverdichtung seit Goethe. Probefahrten VI, 1905. L. Neugebauer: Die Sage vom ewigen Juden, 1893.

31) AGr. 99, Schönemann 228.

32) W VIII 306 f.

33) Wh Bd. I 434. Vgl. Palästra 76, 678 und Grimm Sagen Bd. II 552.

kräftigen Strichen die Sage. Der Ritter kehrt von siegreichen Abenteuern zurück und trifft bei seiner Burg auf eine schöne Frau, die eine Fee ist. Sie hat ihn bisher auf allen seinen Zügen behütet. Sie lieben sich und die Fee wird sein Weib. Allerdings erscheint sie nur ihm allein sichtbar, so oft er es wünscht. Er bleibt glücklich, bis sich auf einem Turnier des Königs Base [34]) in ihn verliebt und er ihre Hand ausschlägt. Er muß den Grund bekennen. Kaiser und Bischof und die anderen Ritter halten die Fee für eine Teufelin. Er wird gezwungen, zum Zeichen, daß er der Fee abschwört, des Königs Base alsbald zu heiraten. Nun erfüllt sich sein Schicksal rasch, wie es ihm die Fee vorausgesagt hatte, wenn er ein anderes Weib nähme. Am dritten Hochzeitstage muß er sterben. Zum Zeichen für die Wahrheit ihrer Worte zeigt die Fee am Hochzeitstage ihren Fuß durch die Zimmerdecke allen Hochzeitsgästen. Der Ritter und die Gäste erschrecken. „Das heilige Öl empfing er dann. Nach dreien Tagen rief der Mann: „Mein Herr und Gott, in deine Händ' ich meine arme Seele send'." Die Prosaerzählung in der „Gräfin Dolores" ist in der Verbindung mit der übrigen Romangeschichte phantasievoll ausgeschmückt, doch ist der Gang der Handlung derselbe. Es finden sich sogar fast wörtliche Übereinstimmungen, z. B. in der Klage des Ritters: „Ach, daß ich je zu Ruhm gekommen, Daß mich ein fürstlich' Weib genommen!" [34a]). In der Stauffenbergerzählung der „Dolores" findet sich auch das schon besprochene Märchenmotiv, daß die Perlen aus den Tränen einer Fee entstehen. Die Sage von „Peter Stauffenberger und der schönen Meerfee" war bis ins 16. Jahrhundert, wie Fischart berichtet, dem Volke durchaus lebendig. „Noch jetzt", fügt Grimm ergänzend hinzu, „ist der Zwölfstein zwischen Stauffenberg, Nußbach und Weilersdorf zu sehen, wo die Fee ihm das erste Mal erschienen war, und auf dem Schlosse wird die Stube gezeigt, da sich die Meerfei soll unterweilen aufgehalten haben". Arnims Bearbeitung der alten Sage fand überall Anerkennung. Brentano hielt sie für ein Meisterstück [35]); er erkannte richtig das große Verdienst und die Bedeutung, der packenden und gedrungenen Neugestaltung dieser alten Sage als Beispiel für eine umfassende Erneuerung der „zerronnenen Fülle der Gesänge".

In den schlesischen Sagenkreis führen uns drei Lieder des „Wunderhorns" ein. Das erste Gedicht von der Tartarenfürstin,

[34]) In der Prosaerzählung ist es des Kaisers Tochter.
[34a]) Wh. Bd. I, 440 und W VIII 309.
[35]) Achim v. Arnim und die ihm nahe standen. I 157.

das den Tartareneinfall motivieren soll, ist etwas zu allgemein gehalten (Wh Bd. II 120). Besser ist die dichterisch phantasievolle Begründung des Trebnitzer Klosterbaues, das mit den Worten beginnt: „Der edel Herzog Heinrich zu Pferd." Und voll köstlichen Humor ist die Sage von Herzog Hans zu Sagan [36]), der die Domherren überlistet hatte, so daß sie vor ihm, obwohl er „in schwerem Bann" lag, singen mußten. Schlau hat er sie zur Verhandlung auf eine Brücke bestellt:

„Sie sprachen viel und mancherlei,
Riz, raz, da ging der Boden entzwei,
Wohl hinter ihrem Rücken
Zersägte man die Brücken."

Die List ist gelungen, und die Domherren müssen kleinlaut bekennen: „Herr Hans, wir wollen singen." Diese drei „Wunderhorn-Gedichte" geben uns einen interessanten Einblick, wie Arnim das Sagensammeln auffaßte und wie er zu diesem Zweck nach allen Seiten hin Beziehungen anzuknüpfen sich bemühte. Ihm schwebte bereits der Gedanke einer Volkskunde vor, wie er heute für unser Arbeiten Geltung hat und immer weiter ausgebaut wird (Fragebogensystem). Nicht nur einzelne sollten sammeln, sondern er richtete seine Aufforderung an die ganze Nation (vgl. Steig, ABr. 150, Palästra 76, 107). Und sein Ruf ist nicht unerhört verhallt. Aus Schlesien bekam er u. a. von dem Brunnenarzt Dr. Hinze einige Beiträge, von denen er „drei für vortrefflich hält" [37]). Es sind zweifellos die drei hier behandelten Sagenstoffe, die ins „Wunderhorn" eingegangen sind und die uns ein Bild von Arnims Bedeutung als Sagen- und Liedersammler wie als Wegbereiter für die moderne Volkskunde geben.

Eine besonders reiche Fundgrube für Arnims enge Beziehungen zu volkskundlichen Bereichen stellt sein Drama „Die Päpstin Johanna" dar, kommen wir doch in der Haupthandlung wie in den zahlreichen Episoden und Nebenhandlungen mit einer Fülle von Sagen, Märchen und Legenden in nahe Berührung. Die im Mittelpunkt der dramatischen Vorgänge stehende Sage von der Päpstin ist für unsere Betrachtung wegen ihres fremden Ursprungs und Milieus nicht so wesentlich, obwohl diese Sage im späteren Mittelalter und z. T. noch in der Neuzeit auch in Deutschland in verschiedenen Varianten bekannt war [38]). Der ethische Sinn und Wesensgehalt dieser

[36]) Wh Bd. II 123, Palästra 76, 304.
[37]) Vgl. Steig 169, Brief an Brentano 18. 4. 1806.
[38]) P. Merker in der Festschrift für Siebs (1933) S. 291—322: „Arnims Päpstin Johanna".

pseudolegendischen Erzählung von einem ehrgeizigen, angeblich in Verkleidung bis auf den Papstthron gelangten Mädchen kehrt gedanklich in dem Märchen „Vom Fischer und seiner Frau" wieder, das wegen seiner beispielhaften Beziehungen zum Kernstoff dieses Drama zweimal in demselben erzählt wird. Auch für unsere volkskundliche Betrachtung hat das Märchen seine Bedeutung. Der Maler Ph. O. Runge hatte es zuerst in plattdeutscher Mundart aufgezeichnet („Von dem Fischer und syner Fru"), und die Brüder Grimm fügten, als sie es in ihrer Ausgabe [39]) aufnahmen, die Bemerkung hinzu, daß es ihnen „schon im Jahre 1809 von Arnim freundlich mitgeteilt worden" sei. Einmal im Drama erzählt der alte Burgwächter Thalmann in Prosa das Märchen den beiden Kindern Johannes und Ludwig auf der Pfalzburg; das andere Mal hört es die an sich irregewordene und nachts ruhelos durch die Straßen Roms schweifende Päpstin in Reimfassung von der alten Römerin Sabina. Ein alter Fischer, der ein junges verschwenderisches Weib hat, fängt einen Fisch, der sprechen kann. Er schenkt dem Fisch das Leben und darf sich dafür etwas wünschen. Der alte Fischer hat aber keinen Wunsch. „Ei", sagt er, „mir fällt jetzt nichts ein. Die Frau will ich fragen, was ihr Herz mag erfreun". Seine Frau ist aber völlig unmäßig im Wünschen, erst wünscht sie sich ein Haus, dann ein Schloß, schließlich verleitet sie ihr Hochmut dazu, König, Kaiser und Papst werden zu wollen. Aber immer ist sie noch nicht zufrieden. Der Mann muß wieder den Wunschspruch sprechen, sie will als Gott die Welt regieren . . .

„Daß mir meine Frau nicht frier',
Mach, daß sie die Welt regier'." (W XIX 71).

Doch jetzt hat die Maßlosigkeit ihr Höchstmaß erreicht. Beide müssen dafür büßen und zurückkehren in ihre armseligen Verhältnisse auf ihrem einfachen Fischerkahn. In der von dem alten Thalmann erzählten Prosafassung müssen sogar beide zur Strafe verhungern. Arnim hat das Märchen in diesem Bericht dahin verändert, daß er den Fischer einen Wasservogel statt des Fisches fangen läßt, und um das Märchen in die umgebende Erzählungssituation besser einzufügen, läßt er den Vorgang am Rhein geschehen. In den wesentlichen Zügen findet in Arnims dichterischer Auswertung keine Veränderung des plattdeutschen Märchens statt. Der Zauberspruch ist nur entsprechend auf die Motive Vogel und Rhein umgeändert:

---

[39]) KHM Nr. 29. Die Märchen sind Arnims ältestem Sohne gewidmet.

„Mondschein, Mondschein überm Rhein,
Mondschein, Mondschein in dem Rhein,
Vogel, Vogel überm Rhein,
Vogel, Vogel in dem Rhein,
Daß mir meine Frau nicht frier',
Schenke doch ein Häuschen ihr" [40]).

Zuweilen fügte Arnim auch Märchen nur in loserem Zusammenhang mit der ganzen Erzählung ein. In der Novelle von den „Drei liebreichen Schwestern und dem glücklichen Färber" läßt er Lene, die Jugendgeliebte des Färbers, das „Sterntalerkind" sein. Das bekannte Kindermärchen bildet hier das Kindheitserlebnis des Mädchens. Als armes Findelkind, das weder Vater noch Mutter hat und von den anderen Menschen schlecht behandelt wird, geht Lene in den Wald. Ein alter Mann begegnet ihr, der sie um ihr letztes Stückchen Brot bittet. Dann kommen die Kinder, die ihre Kleidungsstücke erflehen, bis sie schließlich ihr Hemdchen wegschenkt. Bis dahin haben wir in Lenchens Jugendgeschichte ganz rein das Märchen vom Sterntaler. Dazu jedoch fügt Arnim, dessen kombinatorische Phantasie ja immer nach allen Seiten hin Verbindungen knüpfte, deutlich Züge aus dem Marienkindmärchen. Das letzte Kind, das von ihr das Hemd erfleht hatte, war das Jesuskind, und vor ihr steht „eine schöne Frau mit einer goldenen Krone auf dem Haupte" [41]). Auch die weitere Erzählung bietet starke Anklänge an das Märchen vom Marienkind: Ich bin deine himmlische Mutter", heißt es bei Arnim (W I 246), während wir im „Marienkind" lesen: „Ich bin die Jungfrau Maria . . . und will seine Mutter sein". Der Schluß des Märchens gibt noch einmal eine Verbindung der beiden Erzählungen, die Himmelsmutter winkt mit der Hand den Sternen, „und es fielen silberne Münzen in mein ausgespanntes Hemdchen".

Das Märchen vom Bärenhäuter, das wir in der Novelle „Isabella von Egypten" von Braka erzählt bekommen, steht der Form nach in Arnims Darstellung der Sage nahe: „Als Sigismund ungarscher König von den Türken geschlagen worden, ist ein deutscher Landsknecht aus der Schlacht in einen Wald entronnen . . .", heißt es dort. Nun folgt das bekannte, von Dichtung und Musik mehrfach behandelte Märchen vom Bären-

---

40) Vgl. In der Grimmschen Fassung:
„Manntje Manntje Timpe Te
Buttje Buttje in der See,
Myne Fru de Ilsebill
Will nich so als ik wol will."

41) W I 246; vgl. Grimm KHM 3 Marienkind.

häuter [42]). Arnims Erzählung schließt sich, hin und wieder sogar wörtlich eng an Grimmelhausens Märchenbericht „Der erste Beernhäuter" vom Jahre 1670 an [43]), der schon von Brentano bei seiner satirisch gearbten Darstellung der „Geschichte des ersten Bärnhäuters" in Arnims „Tröst Einsamkeit" [44]) als Quelle benutzt worden war. Die phantastische allegorische Ausschmückung von den drei Töchtern Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, die in der Erzählung Brakas vorkommen, ist von Arnim nur dem eigentlichen Stoff noch hinzugefügt worden.

Die Romantik hatte für das Denken und Fühlen des einfachen Volkes ein großes Verständnis. Die Neigung zum Wunderbaren und die Freude am katholischen Kultus verschafften den Legenden, wie sie im Volke leben, wieder eine hohe Geltung [45]), während die Aufklärung die schlichten Volkslegenden meist mit Spott abgetan oder ironisch behandelt hatte. Daher ist es leicht verständlich, daß auch der protestantische Arnim sich für die Legenden begeisterte und dieser volkstümlichen literarischen Gattung in seinen Werken einen großen Platz einräumte. So spielt z. B. in der „Päpstin Johanna" der heilige Christophorus in der Nebenhandlung eine führende Rolle. Seine Legende, die Erzählung von dem starken heidnischen Riesen, der nur dem mächtigsten Herrn dienen will, aber allen seinen Dienst künden muß und sogar dem Teufel, der sich vor einem Kreuz fürchtet, davonläuft, und schließlich in Christi Dienste tritt, ist geschickt mit dem übrigen Handlungsverlauf verflochten [46]). Christophorus, damals noch mit seine heidnischen Namen Oferus genannt, setzt als Fährmann am Rhein auf ihrer Reise die junge Johanna und ihren teuflischen Lehrer Spiegelglanz über den Strom und später auch unter großen Gefahren und Mühen das Christuskind samt der ganzen schweren Sündenlast der Welt. In Versen berichtet der Riese Oferus selbst davon.

„Ich trug das Kind bis in den Strom hinein,
Da macht mir seine Schwere große Pein,
Ich ächz' ermüdet, weiß nicht, was es sei.
Ich bet' zum Herrn, er stärket mich dabei,
Und als ich nun zum Ufer bin gekommen,
Hab ich des Kindes rechte Stimm vernommen.
Es rief: Ich bin der Heiland, trag die Welt."

---

[42]) Vgl. Grimm KHM Nr. 101.
[43]) a. a. O. 4. Teil 299 f.
[44]) Tröst Einsamkeit S. 230 f.
[45]) Vgl. P. Merker, Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung (1906), S. 81 ff. und Festschrift für Th. Siebs S. 309.
[46]) W XIX 13 f. und 416 f.

Die Legende erfreut sich auch heute noch einer allgemeinen Beliebtheit; vielleicht liegt der Grund nicht zuletzt in der reichen Verwertung dieses Stoffes in den bildenden Künsten, die das Motiv von dem Hinübertragen des Christuskindes über den Strom oft dargestellt haben [47]).

Damit ist jedoch der legendarische Gehalt Arnims „Päpstin Johanna-Drama" noch nicht erschöpft. Eine lustige Legende von der Entstehung des Markusbrunnen im Sauertal, die sonst wohl nicht weiter belegbar ist, trägt der kleine Johannes (die spätere Päpstin Johanna) dem Mainzer Erzbischof vor. „Im Sauertal zwischen hohen Bergen ein heilsamer Brunnen wollte sich verbergen, der Barfüßer Markus entdeckte ihn doch . . ." [48]). Diese Legende zeigt deutlich, wie diese frommen Erzählungen nicht selten eine rechte volkstümliche Derbheit besitzen. Der Barfüßer und Einsiedler Markus kommt zur Traubenlese ins Rheintal. Ein armer Winzer gibt ihm für den Durst frischen Most, und der Barfüßer hält eine tüchtige Predigt. Doch während der Predigt, die er nicht unterbrechen kann, bewirkt der ungewohnte Weingenuß eine menschliche Not.

„Er muß die Predigt erst beschließen,
Wahrhaftig, er muß sonst den Weinberg begießen,
Der Wille ist gut, das Fleisch ist schwach,
Da fließet von ihm ein kleiner Bach,
Er kann weder Worte noch Wasser halten,
Er predigt, es läuft an der Kutte Falten."

Der Barfüßer schämt sich furchtbar. Doch Gott wirkt ein Wunder und läßt, wo der heilige Mann gestanden, rasch eine Quelle entspringen. „Der Wassermarkus pfleg' ich genannt zu werden," so spricht der Fromme, „sieht furchtsam herunter und siehet die Quelle, die rieselt so munter". Der Einsiedler ist gerettet und der arme Winzer für seine Barmherzigkeit belohnt, die Quelle macht seinen dürren Garten fruchtbar. „. . . So heiß' du Markusbrunnen auf immer, du reicher Brunnen voll Sonnenschimmer."

In der „Gräfin Dolores" läßt Arnim einen alten Diener der Heldin die entzückende Legende vom faulen Knecht und der fleißigen Magd erzählen. „Als unser Herr Christus mit

---

47) P. Merker, a. a. O. S. 311. Dazu neuerdings die umfangreiche und erschöpfende Behandlung dieses Stoffbereiches von Hans-Friedrich Rosenfeld in seinem Buche: „Der hl. Christophorus. Seine Verehrung und seine Legende", 1937.

48) W XIX 83 f.

Petrus noch auf Erden wandelte . . ." [49]), da kamen sie beide an eine Wegkreuzung und wußten, da Christus in den irdischen Dingen ganz wie ein Mensch sein wollte, nicht den rechten Weg zum Ziele. Zufällig lag ein Bauernknecht, der sein Mittagsbrot verzehrte, unter dem Schatten eines Baumes am Wege. Sie fragen ihn, aber er antwortet gar nicht, „sondern stopfte sich das Maul immer voller". Die Ratlosigkeit von Christus und Petrus hat eine Magd aus der Ferne gesehen und läuft eilig herbei, zeigt ihnen nicht nur den rechten Weg, sondern geleitet sie noch ein Stück. Als Christus und Petrus wieder allein sind, meint Petrus: „Meister, die Guttat zu belohnen, mußt du ihr einen wackern Mann bescheren". Aber der Herr antwortet: „Der faule Knecht, der dort im Schatten lag und zu träge zum Sprechen war, der wird ihr Mann." Denn der Mann würde ohne die fromme und gute Frau gänzlich verderben. Andererseits würde die Frau sonst leicht hochmütig werden. Diese Legende findet sich schon bei Hans Sachs in der gereimten Schwankerzählung „St. Peter und der faule Bauernknecht" [50]), von der Kleist in den Berliner Abendblättern eine Bearbeitung unter dem Titel „Gleich und Ungleich" [51]) veröffentlichte.

Die Christuslegende von dem Schmied haben wir bereits in einem anderen Zusammenhange erwähnt. In demselben Werk „Halle und Jerusalem" läßt Arnim eine Nonne, als sie mit ihren Mitschwestern sich über Olympies Kind unterhält, eine echt volkstümliche Meinung und Einstellung zu den Legenden und Wundern aussprechen. Das Volk ist eben immer wundersüchtig: „Hör, Bübchen, tu ein kleines Wunder, ach, ein Wunder möcht ich gar zu gerne sehn, so eins, wie Christus einem armen Kinde in seinem Röckchen Wasser holte, nachdem das arme Kind den Topf zerbrochen und seiner Mutter Schmähung fürchtete, oder wie er einst die Schlange zwang, das Gift selbst auszusaugen, das sie eingebissen [52])." Solche Kindheitsgeschichten Jesu, wie sie hier Arnim andeutet, finden sich in mannigfachen Versionen in den verschiedenen „Marienleben" und haben von da auch in andere Legenden Eingang gefunden. Sie sind den Pseudoevangelien nacherzählt. Die Worte der Nonne über diese Wundergeschichten geben jedenfalls ein gutes Bild davon, wie solche Legenden im Volke gewertet werden.

---

[49]) W VIII 133 f.
[50]) H. Sachs, hrsg. von Götze u. v. Keller V 114.
[51]) Berl. Abendblätter 3. November 1810.
[52]) W XVI 356.

Ein anderes echt volkstümliches Gebiet stellt die Anekdote dar. Diese Gattung gehört mehreren Gebieten des Erzählungsgutes an, sie ist ein Grenzgebiet von Erfindung und Tatsachenbericht, wozu zuweilen noch schwankhafte Einschläge kommen. Für Arnim, der, wie Schönemann sagt [53]), sein ganzes Leben auf der Jagd nach Episoden, Andekdoten und interessanten Einschiebseln gewesen ist, bot sich in der Novelle „Die drei liebreichen Schwestern und der glückliche Färber" eine gute Gelegenheit, die lustige Anekdote vom „Herrn Kannitverstahn" und dem deutschen Handwerksburschen zu erzählen. Der Held dieser Erzählung, der Handwerksbursche Golno, kommt durch Zufall nach Amsterdam, und wir erleben dort mit ihm diese Anekdote [54]), wie er sich in völliger Unkenntnis der Sachlage nach dem Spender des Geldes für die Armenlotterie, weiterhin nach dem scheinbaren Besitzer des stattlichen Rathauses, schließlich bei einem begegnenden Leichenzug nach dem Namen des Verstorbenen erkundigt und wie er von den Sprachkundigen immer die Antwort „Kan nit verstahn" erhält. Arnim fügt in einer Anmerkung zu dieser Anekdote noch hinzu: „Manchen Lesern, die sich des Herrn Kannitverstahn aus einigen alten Büchern erinnern, wird es lieb sein, hier die eigentliche und wahre Geschichte zu lesen, wie sie sich zugetragen hat."

Der rechte Schwank kommt aus dem gesunden Volkshumor. Daß unser Dichter einen guten Humor oft recht derber volkstümlicher Art besessen hat, das ist von verschiedenen Seiten bestätigt worden. Brentano, H. Voß, Goethe und J. Grimm bezeugen seinen Sinn für humorvolle Situation und schlagfertige Rede [55]). So kann es auch nicht überraschen, daß eine Fülle von köstlichem Volkshumor sich in seinen heiteren Novellen, in einzelnen Szenen der großen Dramen und in den kurzen Lustspielen äußert. Zum Beispiel handelt in der Posse von „Jans erstem Dienst" Jan ganz wie Eulenspiegel, Brandeis: „Hast du einen Vogel unter deinem Hute, daß du ihn nicht abnimmst?" Jan: „Daß ich nicht wüßte." (Er nimmt ihn ab und besieht ihn lachend.) Auch sonst streut Arnim gern einen Schwank in seine Werke ein. In den „Kronenwächtern" werden die „Schwabenstreiche" erwähnt [56]). Von dem Gänsemannschwank des „Pfalzgrafen" wird in der gleichnamigen Novelle erzählt und berichtet, daß die Nürnberger ihn deswegen

53) Schönemann 11.
54) W I 259 f.
55) Vgl. Kroiß 51, Hartmann 130/31.
56) W III 450.

als Brunnenfigur [57]) dargestellt haben: „Freilich nur eine mäßige Ehre, aber doch wird sie heut mit einem lustigen Spiel von Hans Sachsen gefeiert, worin der Gänsemann alle Untugenden der hiesigen Frauen als Tugenden seiner Gänse rühmt, deren jede ihren Preis erhöht, daß sie endlich kein Mensch bezahlen kann" [57a]). Der lustige Schwank des Sängers Grünewald, der dem „Rollwagenbüchlein" [58]) entlehnt ist, muß ihm besonders gut gefallen haben; denn in dem Jugendwerk „Ariels Offenbarungen" wird er angedeutet (204), im „Wunderhorn" wörtlich und in den „Kronenwächtern" nochmals in freier Bearbeitung erzählt. Die Zueignung des „Wunderhorns" an Goethe läßt er damit beginnen: „Auf dem Reichstage zu Augsburg geschah ein guter Schwank von Grünenwald, Singer an des Herzogs Wilhelmen von München Hof . . ." Und nun wird der Streich erzählt, wie der Sänger mehr verzehrte, als er zahlen konnte, und wie der Wirt sich an dem Mantel des Sängers schadlos hielt. Seine Notlage besingt Grünewald in einem rasch hingeschriebenen Lied, das er dem reichen Fugger vorträgt. Diesem gefällt es so gut, daß er den Mantel einlöst und obendrein dem armen Sänger noch ein Zehrgeld für die Reise schenkt. Auf dem Rückwege zieht nun Grünewald an dem Wirtshaus wiederum vorüber. Und die köstliche Stelle, die den Sänger stolz wie ein Spanier an dem knausrigen Wirte vorüberziehend zeigt, hat Arnim in seiner Bearbeitung dieses Schwanks in den „Kronenwächtern" besonders humorvoll erzählt: „Der Wirt sah sich eben nach Gästen um, als der Sänger vorbeizog, und gähnte; da erhob sich ein Windstoß, blies den Mantel gar stolz auf und warf dem Wirte den Flügel eines Fensters, das eben offenstand, auf die rote Nase" [59]).

Kapitel V:

Wunderhorn — Volkslied.

Im Laufe unserer Betrachtung haben wir verschiedentlich das „Wunderhorn" zur Ergänzung und Erweiterung des Volksgutes, das uns Arnim in seinen Werken schenkt, herangezogen. Und ich glaube, daß wir im Rahmen dieser Arbeit Arnims Wirken für das Volkslied wenigstens kurz berühren und würdigen müssen, obwohl über das „Wunderhorn" seit seinem Erscheinen in freundlichem und ablehnendem Sinne schon viel

[57]) Es ist das berühmte „Gänsemännchen" von dem Nürnberger Kunstgießer Pankraz Labenwolf (1492—1563).
[57a]) W IX 25.
[58]) Wickrams Rollwagenbüchlein Nr. 33.
[59]) W III 350.

geschrieben ist. Vom streng wissensechaftlichen Standpunkt ist das „Wunderhorn" zuweilen heftig angegriffen worden, weil es die alten Lieder vielfach mehr oder minder verändert wiedergibt [1]). Aber es hat auch nicht an liebevoller, freundlicher Aufnahme gefehlt. Goethe hat in seiner Besprechung der Liedersammlung in der „Jenaischen Literaturzeitung" (21. u. 27. Jan. 1806) [2]) den Wert des „Wunderhorns" wohl erkannt und den Herausgebern das Recht zu textlichen Änderungen zugebilligt. Kann es ein höheres volkskundliches Lob geben, als daß der Reichtum seiner Töne das „Wunderhorn" zu einem echten Hausbuch macht? Aller engherzigen Kritik zum Trotz werden bei den gekürzten Ausgaben des „Wunderhorns" gerade die Lieder ausgewählt, die Arnim am meisten verändert hat. Das Leben, und das ist beim Volksliede schließlich der letzte große Wertmesser, hat ihm recht gegeben. Er hatte einen guten Blick dafür, in welcher Form das alte Gut erhalten oder wieder lebendig werden konnte. Und darauf kam es ihm allein an; wir brauchen uns hierbei nur an den bereits erwähnten Plan von einer Sprach- und Singschule zu erinnern, in der das Volk zur stärkeren tätigen Anteilnahme an den volksliterarischen Schätzen der Nation erzogen werden sollte. In diesem auf das Praktische gerichteten Sinne unterscheidet er sich von den anderen Romantikern [4]). Bode, der gewiß mit seiner Kritik nicht zurückgehalten hat, nennt ihn mit Recht den deutschen Percy, der sich die Bürgerkrone um sein Volk verdiente [5]). Besonders das volkstümliche Lied hat auf Arnims Leben und Empfinden einen entscheidenden Einfluß gehabt. Überall hat er ihm begeistert sein Ohr geliehen, von den Gesängen der Hirten im Hochgebirge angefangen bis hinunter zu den Weisen der Kanalschiffer, immer wieder hat ihn der Zauberbann des Volksliedes ergriffen [6]). Nur wenn man diese große Liebe und Begeisterung sieht, dann wird es verständlich, wie einer die ganze Fülle des bunten Lebens, die diese Lieder umfassen, dem Volke neu schenken konnte. Und es kommt mir in diesem Zusammenhang hauptsächlich darauf an, recht eindringlich hinzuweisen, daß in Arnims allen volkskundlichen Bereichen so aufgeschlossenem Schaffen sein Wirken für das Volkslied als Er-

---

1) Vgl. die eingehende Untersuchung von Ferd. Rieser: „Des Knaben Wunderhorn" und seine Quellen, Dortmund 1908.
2) Jub.-Ausgabe 36, 247 ff.
3) Palästra 76, 33.
4) Vgl. Schreyer 5.
5) Palästra 76, 742.
6) Vgl. seinen Aufsatz von Volksliedern u. Palästra 76, 9.

neuerer und Erhalter dieser Gattung und damit als Wegbereiter moderner volkskundlicher Forschung nicht zu vergessen ist.

Aus Herders „Stimmen der Völker" (1778/79) entnahm er manch schönes Beispiel. So auch das beliebte Lied:

„Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt,
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Ännchen von Tharau, mein Reichtum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut! . . .

Dem Liede liegt eine niederdeutsche Fassung zugrunde, als deren Verfasser das „Wunderhorn" Simon Dach nennt [7]), was aber durch neuere Forschung widerlegt worden ist [7a]). Das niederdeutsche Lied bringt sieben Strophen mehr, die scherzhaft von dem Ehefrieden handeln [8]). Aber nur der von Herder veröffentlichte hochdeutsche Text, der durch die Kürzung auf zehn Strophen gefühlsbetonter wurde, nach Goethes Urteil, „so recht von Grund aus herzlich", hat sich im Volke lebendig erhalten.

Unter vielen anderen Liebesliedern des „Wunderhorns" sind wohl die volkstümlichsten und vielleicht auch besten in ihrer Art die beiden Lieder: „Geh' ich zum Brünnelein" und „Ich hört ein Sichlein rauschen". Einmal ist die Untreue des Mädchens das Thema, und im zweiten Liede liegt das Motiv der verlassenen Geliebten vor. Das aus mündlicher Tradition in der Neckargegend geschöpfte Brünnleinliedlein [9]) ist durch seinen frischen, anmutigen Rhythmus sehr beliebt. Es erzählt einen halb scherzhaften, halb ernsten Liebesstreit:

1. „Geh' ich zum Brünnelein,
Trink' aber nicht.
Such' ich mein Schätzelein,
Find's aber nicht.

2. Setz' ich mich so allein
Aufs grüne Gras,
Fallen zwei Röselein
Mir in den Schoß.

3a Diese zwei Röselein
Gelten mir nicht,

[7]) Wunderhorn Bd. I 232. [7a]) Nach Ziesemers überzeugender Beweisführung. Altpreußische Forschungen, Heft 1, Königsberg 1924.
[8]) Plattdeutscher Abdruck Büsching u. Hagens, 1809, vgl. Palästra 450.
[9]) Wh Bd. I 222.

In diesen beiden letzten Zeilen liegt der Kernpunkt der Rosensymbolik, die Liebste hat zwar nach einem anderen geworfen, aber aus Zufall sind sie dem früheren Geliebten in den Schoß gefallen.

3b Ist's nicht mein Schätzelein,
Die sie mir bricht?

4. Diese zwei Röselein
Sind rosenrot,
Lebt noch mein Schätzelein,
Oder ist 's tot?

5. Wend' ich mein Äugelein
Rum und umher,
Seh' ich mein Schätzelein
Beim andern stehn.

6. Wirft ihn mit Röselein,
Treffen mich tut,
Meint, sie wär' ganz allein.
Das tut kein gut."

„Das tut kein gut", nach einem Tadel lenkt der Jüngling ein, wenn auch nur bedingungsgemäß:

7. „Wärst du mein Schätzelein,
Wärst du mir gut?
Steck' die zwei Röselein
Mir auf den Hut."

Hier etwa endet das ursprüngliche Volkslied. Arnim hat jedoch über die Vorlage hinaus, die uns nicht überliefert ist, die Rosensymbolik im Dialog zwischen dem Knaben und dem Mädchen noch weiter ausgesponnen. Während der alte Text, den wir aus Vergleichen erschließen können, die Möglichkeit der Versöhnung nicht ausschließt [10]), deutet Arnim gleich zu Beginn des nun folgenden Zwiegespräches zwischen Mädchen und Jüngling die endgültige Trennung an: „Ja, ich will reisen fort, mein Weg ist weit." Obwohl Arnim damit ein neues Moment in dieses Lied hineinbringt, so ist doch der Gedanke wieder aus dem Volksempfinden geschöpft, das sich auch über ein treuloses Verlassen — meist sogar mit einem humorvollen Grundton — hinwegsetzen kann, wie wir z. B. aus dem Lied „Andere Städtchen, andere Mädchen" oder dem Sprichwort „Heute rot, morgen tot, jeden Tag drei neue" ersehen. Der

[10]) Erk-Böhme Bd. I 610 f. gibt einige Varianten des Liedes, aus denen die Vorlage ungefähr ersichtlich ist. Vgl. auch Palästra 76, 563

Schluß unseres Liedes spricht dann die Trennung deutlicher aus und es endet mit einem trotzigen Wort des Knaben:

„Bist du tot allzumal,
Tut mir's nicht leid,
Untreu find't überall,
Wen sie erfreut."

Arnims Bearbeitung hat allgemeine Anerkennung gefunden; auch Goethe spendet ihr höchstes Lob mit den Worten: „ein Ereignen zwischen Liebesleuten, von der zartesten Art, dargestellt, wie es besser nicht möglich ist". Elwert bezeichnet es kurz und treffend als „eins der lieblichsten".

Ebenso beliebt ist das Klagelied des verlassenen Mädchens. Erk gibt allein neun Varianten des Liedes [11]). Eine Version davon ist der wörtliche Text des „Wunderhornliedes" [12]):

1. Ich hört' ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn;
Ich hört' ein Mägdlein klagen,
Sie hätt' ihr Lieb verlorn.

2. Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich acht' nicht, wie es geh,
Ich tät mein Lieb vertauschen
In Veilchen und im Klee.

3. Du hast ein Mägdlein worben
In Veilchen und im Klee,
So steh' ich hier alleine,
Tut meinem Herzen weh.

4. Ich hör' ein Hirschlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Wald,
Ich hör' mein Lieb sich klagen,
Die Lieb' verrauscht so bald.

5. Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
Ich weiß nicht, wie mir wird,
Die Bächlein immer rauschen,
Und keines sich verirrt."

Das Lied geht auf die deutschen Liederbücher des 16. Jahrhunderts zurück [13]). „Es kann kaum etwas Schöneres geben,

---

11) Erk-Böhme Bd. II 472 f.

12) Wh Bd. I 491; Erk Bd. II Nr. 679 e, allerdings mit der Vorstrophe: „Es dunkelt in dem Walde."

13) Das Grasliedlein Nr. 15 z. B. beginnt: Ich hort' ein sichelin rauschen."

urteilte Vilmar, als den Gegensatz und zugleich die Übereinstimmung zwischen der vertieften stillen Liebestrauer und dem eintönigen und doch leise wehmütigen Klingen der Sichel im reifen Korn, was hier so ganz ohne Emphase in wirklich rührender Einfalt ausgesprochen wird" [14]). Die Schlichtheit und die treffliche Verbindung von Naturgeschehen und Seelenstimmung wird das Lied immer lebendig erhalten. Das alte Lied umfaßt nur die ersten drei Strophen, Arnims fünfstrophiger Text ist also erweitert und auch sonst umgestaltet. Gegen die Umgestaltung nimmt Bode Stellung [15]). Sein Urteil, daß die Veränderung von „Du hast ein Mägdlein worben" aus dem alten Text „Hast du ein Buhlen erworben" eine ganze unpassende Erneuerung geschaffen habe, ist wohl zu scharf. Selbst die Änderung in der zweiten Strophe „Ich tät mein Lieb vertauschen" statt „Ich hab' mir ein Buhlen erworben" ist vielleicht nicht so abwegig, wenn man bedenkt, daß Reim und Rhythmus im Volksliede eine höhere Bedeutung haben als der Sinn. Die Schlußstrophen Arnims, in der zu dem Sichlein und Hirschlein auch noch das Bächlein hinzukommt, bezeichnet Erk als vollendet schön [16]), obgleich er schon daran zweifelt, daß diese Zeilen wirklich aus dem Volksmunde stammen. Sie sind sicherlich ganz Arnims geistiges Eigentum, verkünden aber von neuem, wie treffend er sich in das Empfinden des Volkes eingelebt hatte. In der „Gräfin Dolores" [17]) finden sich übrigens die gleichen Motive und Gedanken. Dort wird anläßlich von wehmütigen Liedern der sinnige Vergleich ausgesprochen: „Der Gesang rauschte an ihrem Ohr wie Wellen an der Wand eines Schiffes neben einem Schlafenden, der von seiner Heimat träumend, die Sichel durchs Korn, die Bäche durch die Blumen, die Hirsche durchs Laub, die Jugend im Tanze rauschen hört." Diese bildhaften Vergleiche sind echt volkstümlich und einfach und könnten wirklich die Seele eines armen Auswanderers erfüllen.

Ein schönes Beispiel, daß die angeblichen Wunderhorn-„fälschungen" vielfach recht treffend und dem Volksempfinden entsprechend waren, finden wir unter den Landsknechtliedern. Dem alten Kriegsliede gegen Karl V., in dem die Landsknechte an Hand einer Reihe historischer Beispiele den Kaiser vor Kriegszügen dem Papst zuliebe warnen, wurde ein Refrain

---

14) Vilmar S. 192, vgl. Erk. Anm.
15) Palästra 76, 590, 591.
16) Erk II 476.
17) W VIII 425.

vorgesetzt [18]) und vor jeder Strophe wiederholt; dieser wurde dann von späteren Liedersammlern [19]) für echt gehalten und dem alten Landsknèchtliede als ursprünglich zugehörig aufgefaßt. Der Refrain ist analog zu einem Reimspruch in den Kinderliedern des „Wunderhorns" gebildet und mit volkstümlichen Versen von der Eroberung Roms durch die Landsknechte des Kaisers verbunden.

a) **Kinderreim** [20]).

„Es tanzt ein Butzemann
In unserm Haus herum, di dum,
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,
Er wirft ein Säckchen hinter sich,
Es tanzt ein Butzemann
In unserm Haus herum."

b) **Landsknechtgesang** [21]).

„Rum, turum, tum,
Der Kaiser schlagt um
Mit Händ' und mit Füß',
Mit fuirige Spieß;
Hat d' Fenster einschlaga,
Hat 's Blei davon traga,
Hat Kugeln draus gossa
Und d' Baura derschossa."

Die kaiserlichen Truppen haben sich bei der Einnahme Roms (1527) aus den Bleifassungen der kostbaren Fenster Kugeln gegossen. Der Landsknechtgesang ist ein fast heiterer Bericht von dieser Plünderung, an den sich in der letzten Zeile allerdings ohne wirklichen historischen Zusammenhang ein Bild aus den zwei Jahren früher datierenden Bauernkriegen anfügt.

So kommt durch Verbindung (a u. b = c) folgender Refrain zustande, der jedesmal die einzelnen Strophen dieses zehnstrophigen Kriegsliedes gegen Karl V. lustig und stimmungsvoll einleitet:

---

[18]) Wh Bd. I 136 f.
[19]) Menzel: Ges. Lieder der Völker, Ziegler: Soldatenlieder, vgl. Erk Bd. I 23.
[20]) Wh Bd. II 591.
[21]) Wh 3. Aufl. IV 349.

c) **Refrain des Kriegsliedes** [22]).

„Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum,
Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen!
Didum, Didum, Didum."

Durch diesen scherzhaft-munteren Refrain vom Kaiser als Butzemann ist das Lied zum Marschgesang geeigneter und bei seinem sonstigen stark epischen Gehalt zweifellos auch sanghafter geworden [23]). Für den übrigen Inhalt erreicht Arnim seine Absicht ebenfalls vollauf, seiner Zeit die alten Lieder von neuem zu lebendigen Dasein zu erwecken. Der ursprüngliche Text umfaßte 36 Strophen, die im „Wunderhorn" geschickt auf 10 Strophen konzentriert sind. Zur Illustrierung des ganzen jahrhundertelangen Streites zwischen Kaisertum und Papsttum werden nur die populärsten Gestalten des Kampfes Papst Gregor VII (Hildebrand) und Kaiser Heinrich IV. in den Brennpunkt gerückt. Damit wird alles frischer und für die neue Zeit verständlicher. So ist auch dieses Lied ein gutes Beispiel dafür, daß Arnim bei seinen Liederbearbeitungen keineswegs immer zu tadeln ist, selbst wenn er zuweilen grundlegend die Texte der alten Lieder umgestaltet hat.

Unter den Ständeliedern nehmen in der „Wunderhornsammlung" die Soldatenlieder als wichtiger Zweig des Volksliedes einen großen Raum ein; sie sind in den verschiedensten Formen vertreten. Für Arnims Schaffen und für unsere Betrachtung besonders interessant ist die „Rewelge" (Reveille) [24]). Von Bode wird es geradezu „das klassische Beispiel für das „Wunderhorn" und für die Tätigkeit von Arnims Phantasie bezeichnet.

„Des Morgens zwischen drein und vieren,
Da müssen wir Soldaten marschieren,
Das Gäßlein auf und ab,
Tralali, Tralalei, Tralala,
Mein Schätzel sieht herab!" . . .

---

22) Wh B I. 136 f. Derselben Klangfolge und Vorstellung begegnen wir auch in Arnims „Halle und Jerusalem". Bidibum, bidibum, bidibum, es geht ein Trommelschlag im Reich herum (W XVI 311).

23) Palästra 76, 626.

24) Wh Bd. I 113 f. u. Palästra 76, 584.

Eingehend berichtet Bode über die verschiedenen Bemühungen, die Grundlage für Arnims Text festzustellen [25]), der nach der Zusatzbemerkung aus „mündlicher" Tradition stammte. Diese Bemühungen sind besonders schwierig, denn das „Wunderhornlied" ist bereits Arnims zweite Bearbeitung des Stoffes. Wiederum können wir eine Kürzung von 12 Strophen auf 7 bezw. 8 Strophen feststellen. Die zweite Strophe des „Wunderhornliedes" erkennt Bode als den Anfang des ursprünglichen Liedes, dessen Rekonstruktion auch John Meier in seiner Zusammenstellung von Liedzusammenhängen [26]) vor die „Rewelge" gestellt hat. Diese Strophe ist für die weitere Entwicklung von entscheidender Bedeutung.

a) Ursprünglicher Text, 1. Strophe:

„Bruder, ich bin geschossen,
Der Feind hat mich getroffen,
Führ' mich in dein Quartier,
Daß ich kann ruhn bei dir."

b) Wunderhorn 2. Strophe:

„Ach Bruder, jetzt bin ich geschossen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,
Trag' mich in mein Quartier,
Tralali, Tralalei, Tralala . . ."
Es ist nicht weit von hier."

Im weiteren Verlauf des Liedes fallen alle Soldaten, und schließlich schildert Arnim, daß der Trommler seine toten Kameraden weckt, daß sie den Feind schlagen und gemeinsam vor Liebchens Haus ziehen, um eine geisterhafte Heerschau zu geben.

„Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder,
Sie schlagen ihren Feind,
Tralali, Tralalei, Tralala . . . . .

Die Einführung des Trommlers, der sich in der Vorlage nicht findet, aber in der weiteren Entwicklung auch seinen Platz hat, wird auf die erste Bearbeitung zurückzuführen sein [27]), an deren Ende es heißt:

„Das Lied hat gesungen
Ein Tambour auf der Stell, Tralalei,
Er war sein Kampfgesell."

---

25) Palästra 76, 579.
26) Lesebuch des Volksliedes 2. Teil 154.
27) Palästra 76, 584.

Ebenso gibt die erste Fassung bereits einen Anhaltspunkt für die gespenstige Heerschau der toten Soldaten vor Liebchens Tür; eine Vorstellung, die Bode in Arnims „leicht entzündlicher Phantasie" begründet sehen will, etwa so, daß Arnim eine poésie funèbre aus den Worten der Vorlage: „Kein Stund' hören wir nicht schlagen" herausgehört habe. Der letzte Grund dieser Vorstellung, sagt Bode, sei nicht feststellbar. Es liegt aber vielleicht näher, in der dritten Strophe der ersten Fassung den Schlüssel zu suchen:

„Hab' ich keinen Abschied genommen,
So muß ich wiederkommen,
Lebendig oder tot, Tralalei,
Küß ich dein Mündchen rot."

Demnach handelt es sich wohl um die einfache, allerdings hier phantasievoll ausgeschmückte Volksvorstellung von der Rückkehr der Toten [28]), von der wir schon gehört haben, daß besonders die Toten zurückkehren, die noch eine Pflicht erfüllen müssen, oder die ihr Liebstes zurückgelassen haben, schließlich auch die nur noch einen Abschiedsbesuch machen wollen. Dieser Aberglaube war Arnim durchaus geläufig. Als weitere Anregung werden wir vielleicht Bürgers „Leonoren-Ballade" zu werten haben, in der auch von der geisterhaften Rückkehr eines gefallenen Soldaten zu seiner Geliebten die Rede ist [29]). Einen volksliedhaften Schwung bekommt das Ganze durch ein stets eingefügtes Tralali, Tralalei, Tralala, das auch mit seinen lustigen Klängen der ins Romantisch-Gespensterhafte gehende Vorstellung eine festere Grundlage gibt. John Meier stellt an den Schluß der Reihe, zu der die „Rewelge" gehört, das unsterbliche Lied Uhlands vom guten Kameraden. Uhland, der das „Wunderhorn" freudig begrüßte, verdankt bekanntlich dieser Liedersammlung stärkste Anregungen. Diese Tatsache eröffnet einen interessanten Blickwinkel für Arnims Bedeutung zur weiteren Entwicklung volksliedartiger Lyrik. Wir haben in ihm einen großen Wegbereiter für die gesamte liedhafte Dichtung des 19. Jahrhunderts zu sehen. Wie Goethe im Einzelnen über die „Rewelge", so können wir im Ganzen über Arnim selbst urteilen: „unschätzbar für den, dessen Phantasie folgen kann".

Zum Abschluß wollen wir noch einen kurzen Blick auf die Kinderlieder werfen, die für die Zeit der Romantik eine neue große Entdeckung bedeuten. Manche alte Sitte und manch'

---

28) Vgl. Wuttke 767 f.
29) Vgl. Wh Bd. I 462 „Leonore".

schöner Brauch haben sich ins Kinderland gerettet [30]). Arnim hat dies selbst recht treffend in der Novelle „Melück Maria Blainville“[31]) definiert: „Alles verändert sich . . nur die Feste der Kinder lassen sich nicht abschaffen, die Kinder haben Charakter“. Deswegen hat es seine eigene volkskundliche Bedeutung, daß Arnim die von Brentano gesammelten Kinderlieder dem „Wunderhorn“ beifügte und auch sonst Kinderlieder in diese Sammlung einstreute. Das Brunneneierliedchen z. B. erzählt uns von dem alten bis ins 15. Jh. zurückgehenden Brauch, die Brunnenreinigung am Johannistage vorzunehmen. Einst war es ein richtiges großes Fest, bei dem die Nachbarn alle zusammenkamen und einen kleinen Festschmaus hielten. Die Kinder zogen mit geschmückten Körbchen umher und sammelten Eier für das abendliche Festessen, dabei sangen sie ihr Brunneneierheische-Liedlein: [32])

„Gärtlein, Gärtlein, Brunneneier,
Heut han wir Johannistag . . .“ usw.

Und dann kommt am Ende die Heischeforderung:

„. . . Sind sie zu klein,
Gebt mir zwei für ein',
Strih, strah, stroh,
Heut übers Jahr sind wir all' miteinander wieder do!“

Aus dem in mannigfachen Varianten in Deutschland bekannten Kinderliede „Guten Morgen, Spielmann“, hat Arnim das Liedchen „Hier liegt ein Spielmann begraben“ geformt [33]).

„Guten Morgen, Spielmann,
Wo bleibst du so lang?
Da drunten, da droben,
Da tanzten die Schwaben
Mit der kleinen Killekeia
Und der großen Kum kum.“

Die einfachen Kindertanzreinme gehen vielleicht ursprünglich auf Klangnachahmung zurück [34]). Arnim baut auf diesen Reimen weiter auf und verbindet sie auf eine natürliche, ungezwungene Art mit einer anderen Volksvorstellung, nämlich mit dem Aberglauben, daß man dort stolpert, wo ein Musikant begraben liegt [35]). Er spinnt dann die Geschichte weiter lustig

30) Sartori Bd. I 11.
31) W I 230.
32) Wh Bd. II 559.
33) Wh Bd. I 357; vgl. Palästra 76, 483.
34) Palästra 483.
35) Wuttke 289.

aus, wie die Schwaben bei ihrem fröhlichen Tänzchen von ihren Weibern überrascht werden und zurück zur Arbeit müssen; auf der Flucht vor den Weibern stolpern die Schwaben:

„Da sprechen die Schwaben:
‚Liegt ein Spielmann begraben' [36])."

Dieses Lied ist eine wirklich außerordentlich gut gelungene und lebenskräftige Verbindung aus zwei Gebieten des Volkslebens. Wiederum können wir ein Zitat aus Arnims Werken für ihn selbst in Anspruch nehmen. Denn auch für den Dichter selbst gilt das Wort in der „Dolores" [37]): „Wer sich dem Volk anschließt, empfängt dessen Geist und Empfindung."

Wir stehen am Ende unserer Betrachtung. Wir haben gesehen, wie tief Arnim in seinem Wirken und Schaffen in die mannigfachen Verästelungen des Volkslebens eingedrungen ist. In früheren Jahrzehnten ist er deshalb nicht selten scharf getadelt worden. Wir aber, die wir die gewaltige Bedeutung der Volkskultur im Ablauf der Zeiten erkannt haben und ihren belebenden Geist in der Gegenwart spüren, werden in ihm den mutigen und starken Wegbereiter zu schätzen und zu würdigen wissen. Seine Tätigkeit war nie auf die Theorie oder bloße Wissenschaftserforschung ausgerichtet, sondern aus den neuen Erkenntnissen sollte stets ein neues Leben entspringen. Und hat er nicht aus seiner Verwurzelung im Volkstum unsere Lebensformung vorausgeschaut, wenn er sagt: „Wahrlich, die Kindheit aller Menschen gehört aufs Land" [38]) ? An den Abschluß unserer Betrachtung möchte ich sein eigenes Wort stellen, das am besten sein Streben und seine Bedeutung würdigt:

„Vergangenes nicht vergessen,
Die Zukunft ahnen,
Mit vielen zu bedenken,
Was für alle soll geschehen" [39]).

---

[36]) Interessant ist, wie sich Borchardt-Wustmann die Vorstellung und Entstehung von dem Sprichwort: Hier liegt ein Spielmann begraben, erklärt. Er nimmt an, daß dieser Spielmann ursprünglich ein Schatzhüter-Teufel ist. Als Musiker (Flötenspieler) findet sich der Teufel in der Hameler-Sage, und Wustmann glaubt, hier einen Zusammenhang zu sehen. Ob Arnim diese Vorstellung bekannt ist, läßt sich aus diesem kurzen Liedlein nicht sagen. Es ist jedoch durchaus möglich, denn Goethe ist sie noch ganz geläufig:

„Wenn es unheimlich wird am Platz
Und leicht entschlossen grabt und hackt,
Da liegt der Spielmann, liegt der Schatz." (Faust I.)

[37]) W VIII 410.
[38]) W VII 364.
[39]) W XVIII 20.

Benutzte Literatur:

Ludwig Achim's v. Arnim Sämtliche Werke, hrsg. von Wilhelm Grimm, Berlin 1853, 20 Bände.

Arnims Werke in der Romantikerreihe der Sammlung „Deutsche Literatur", hrsg. von Paul Kluckhohn, Leipzig 1938.

Des Knaben Wunderhorn, hrsg. von Robert Boxberger, Berlin, 1883.

Tröst Einsamkeit, hrsg. von Friedrich Pfaff, 1883.

Ariels Offenbarungen, Neudruck von J. Minor, 1912.

Friedrich Schönemann, L. A. v. Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama „Halle und Jerusalem" erläutert (erschienen in: Untersuchungen zur neueren deutschen Sprach- und Literaturgeschichte, Neue Folge, Bd. XII), 1912.

Walter Bottermann, Die Beziehungen des Dramatikers A. v. Arnim zur altdeutschen Literatur, Dissert. Göttingen, 1895.

Max Hartmann, Ludwig A. v. Arnim als Dramatiker (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, 24. Heft), 1911. Rezensiert von J. Körner, Euphorion 21; 388 f.

Karl Kroiß: Untersuchungen zu Achim von Arnims Novellen, Dissert. Würzburg, 1912.

Erich Haak, Ludwig Achim v. Arnims Waldemar-Dramen, Dissert., Greifswald, 1926.

Wilhelm Rudolph: Achim von Arnim als Lyriker, Dissert. Straßburg, 1914.

Johannes Schreyer: Die psychologische Motivierung in Arnims Dramen, Dissert. Halle, 1929 (= Hermaea 26. Bd.).

Karl Wagner: Die historischen Motive in Arnims „Kronenwächtern", 2 Teile, Programm Goldap, 1908/10.

Wilhelm Hans: Die Quellen und historischen Grundlagen von Arnims „Kronenwächtern", Euphorion X (1902) S. 153—159.

Friedrich Schulze: Die Gräfin Dolores, Leipz. Dissert. (= Probefahrten, 2. Bd.), 1904.

Paul Merker: Studien zur neuhochdeutschen Legendendichtung, Leipz. Dissert. (= Probefahrten, 9. Bd.), 1906.

Paul Merker: Achim v. Arnims „Päpstin Johanna", Festschrift (Th. Siebs, zum 70. Geburtstag, 1933), S. 291—322.

Reinhold Steig: Achim v. Arnim und die ihm nahe standen, 3 Bände, 1894, 1904, 1913.

Chr. Keferstein: Über die Halloren . . . Ein Versuch, Halle 1843.

Joseph Görres: Die teuschen Volksbücher, Heidelberg, 1807 (Neudruck von Lutz Mackensen, 1925).

J. und W. Grimm, Deutsche Sagen, 1816/18.

J. und W. Grimm, Kinder- und Hausmärchen, 1812/14.

Karl Bode: Die Bearbeitung der Vorlagen in des „Knaben Wunderhorn" (= Palästra, Bd. 76), Berlin 1909.

Lesebuch des deutschen Volksliedes, hrsg. von John Meier und Erich Seemann, 2 Teile, Berlin 1937.

Erk und Böhme: Deutscher Liederhort, 3 Bände, Leipzig 1893/94.

Paul Sartori: Sitte und Brauch, 3 Bände, Leipzig 1910.

Hans Bächtold und Stäubli: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Berlin-Leipzig 1927 ff.

Karl Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 1860, 4. Aufl. 1925.

Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1883, 11. Aufl. 1930.

J. und W. Grimm: Deutsches Wörterbuch, 1852 ff.

W. Borchardt: Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, 1888, bearbeitet von R. Wustmann, 6. Aufl. Leipzig 1925.

Lebenslauf

Ich, Wilhelm Zech, wurde am 6. 1. 1915 in Langendorf, Kreis Neisse, geboren. Nach dem Kriege trat mein Vater in die Forstdienste des Waldgutes Sagan ein. So wurde mir Sagan zur Heimat. Im Februar 1934 absolvierte ich dort das Staatliche Gymnasium. Vom WS. 34/35 an studierte ich in Freiburg und Breslau Philosophie und Neuphilologie. Allen meinen Lehrern, besonders Herrn Prof. Dr. Dr. Paul Merker, bin ich für die Anregung und Förderung zu größtem Danke verpflichtet.